



3 1761 04014 1509

THOMAS MANN

\*

Erstan

\*

PT  
2625  
A44T7  
1922

*Ex Libris*



PROFESSOR J. S. WILL

W. P. Apps



# Cristan

Novelle

von

Thomas Mann

Mit einem Nachwort von  
Rudolf K. Goldschmit

---

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

„Tristan“ ist Thomas Manns Novellen, Erster Band, mit  
Genehmigung des Verlages S. Fischer, Berlin, entnommen.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Copyright 1922 by S. Fischer, Verlag, Berlin.



PT  
2625  
A44T7  
1922

769972 -

Holzfreies Papier

Druck von Philipp Reclam jun.

Leipzig

**Germany**

Hier ist „Einfried“, das Sanatorium! Weiß und geradlinig liegt es mit seinem langgestreckten Hauptgebäude und seinem Seitenflügel inmitten des weiten Gartens, der mit Grotten, Laubgängen und kleinen Pavillons aus Baumrinde ergötzlich ausgestattet ist, und hinter seinen Schieferdächern ragen tannengrün, massig und weich zerklüftet die Berge himmelan.

Nach wie vor leitet Doktor Leander die Anstalt. Mit seinem zweispitzigen schwarzen Bart, der hart und kraus ist wie das Roßhaar, mit dem man die Möbel stopft, seinen dicken, funkelnden Brillengläsern und diesem Aspekt eines Mannes, den die Wissenschaft gekältet, gehärtet und mit stillem, nachsichtigem Pessimismus erfüllt hat, hält er auf kurz angebundene und verschlossene Art die Leidenden in seinem Bann — alle diese Individuen, die, zu schwach, sich selbst Gesetze zu geben und sie zu halten, ihm ihr Vermögen ausliefern, um sich von seiner Strenge schützen lassen zu dürfen.

Was Fräulein von Osterloh betrifft, so steht sie mit unermüdblicher Hingabe dem Haushalte vor. Mein Gott, wie tätig sie treppauf und treppab, von einem Ende der Anstalt zum andern eilt! Sie herrscht in Küche und Vorratskammer, sie klettert in den Wäscheschränken umher, sie kommandiert die Dienerschaft und bestellt unter den Gesichtspunkten der Sparsam-

keit, der Hygiene, des Wohlgeschmacks und der äußeren Anmut den Tisch des Hauses, sie wirtschaftet mit einer rasenden Umsicht, und in ihrer extremen Tüchtigkeit liegt ein beständiger Vorwurf für die gesamte Männerwelt verborgen, von der noch niemand darauf verfallen ist, sie heimzuführen. Auf ihren Wangen aber glüht in zwei runden, karmoisinroten Flecken die unauslöschliche Hoffnung, dereinst Frau Doktor Leander zu werden . . .

Ozon und stille, stille Luft . . . für Lungenkranke ist „Einfried“, was Doktor Leanders Neider und Rivalen auch sagen mögen, aufs wärmste zu empfehlen. Aber es halten sich nicht nur Phthisiker, es halten sich Patienten aller Art, Herren, Damen und sogar Kinder hier auf; Doktor Leander hat auf den verschiedensten Gebieten Erfolge aufzuweisen. Es gibt hier gastrisch Leidende, wie die Magistratsrätin Spag, die überdies an den Ohren krankt, Herrschaften mit Herzfehlern, Paralytiker, Rheumatiker und Nervöse in allen Zuständen. Ein diabetischer General verzehrt hier unter immerwährendem Murren seine Pension. Mehrere Herren mit entfleischten Gesichtern werfen auf jene unbeherrschte Art ihre Beine, die nichts Gutes bedeutet. Eine fünfzigjährige Dame, die Pastorin Höhlenrauch, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht hat und absolut keines Gedankens mehr fähig ist, gelangt dennoch nicht zum Frieden, sondern irrt, von einer blöden Unrast getrieben, seit einem Jahre bereits am Arm ihrer Privatpflegerin starr und stumm, ziellos und unheimlich durch das ganze Haus.

Dann und wann stirbt jemand von den „Schweren“, die in ihren Zimmern liegen und nicht zu den

Mahlzeiten, noch im Konversationszimmer erscheinen, und niemand, selbst der Zimmernachbar nicht, erfährt etwas davon. In stiller Nacht wird der wächserne Gast beiseite geschafft, und ungestört nimmt das Treiben in „Einfried“ seinen Fortgang, das Massieren, Elektrifizieren und Injizieren, das Duschen, Baden, Turnen, Schwitzen und Inhalieren in den verschiedenen mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Räumlichkeiten . . .

Ja, es geht lebhaft zu hieselbst. Das Institut steht in Flor. Der Portier, am Eingange des Seitenflügels, rührt die große Glocke, wenn neue Gäste eintreffen, und in aller Form geleitet Doktor Leander, zusammen mit Fräulein von Osterloh, die Abreisenden zum Wagen. Was für Existenzen hat „Einfried“ nicht schon beherbergt! Sogar ein Schriftsteller ist da, ein exzentrischer Mensch, der den Namen irgendeines Minerals oder Edelsteins führt und hier dem Herrgott die Tage stiehlt . . .

Übrigens ist, neben Herrn Doktor Leander, noch ein zweiter Arzt vorhanden, für die leichten Fälle und die Hoffnungslosen. Aber er heißt Müller und ist überhaupt nicht der Rede wert.



Anfang Januar brachte Großkaufmann Klöterjahn — in Firma A. C. Klöterjahn & Komp. — seine Gattin nach „Einfried“; der Portier rührte die Glocke, und Fräulein von Osterloh begrüßte die weithergereisten Herrschaften im Empfangszimmer zu ebener Erde, das, wie beinahe das ganze vornehme alte Haus, in wunderbar reinem Empirestil eingerichtet war. Gleich darauf erschien auch Doktor Leander; er ver-

beugte sich, und es entspann sich eine erste, für beide Teile orientierende Konversation.

Draußen lag der winterliche Garten mit Matten über den Beeten, verschneiten Grotten und vereinsamten Tempelchen, und zwei Hausdiener schleppten vom Wagen her, der auf der Chaussee vor der Gatterpforte hielt — denn es führte keine Anfahrt zum Hause —, die Koffer der neuen Gäste herbei.

„Langsam, Gabriele, take care, mein Engel, und halte den Mund zu,“ hatte Herr Klöterjahn gesagt, als er seine Frau durch den Garten führte; und in dieses „take care“ mußte zärtlichen und zitternden Herzens jedermann innerlich einstimmen, der sie erblickte — wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Herr Klöterjahn es anstandslos auf deutsch hätte sagen können.

Der Kutscher, der die Herrschaften von der Station zum Sanatorium gefahren hatte, ein roher, unbewußter Mann ohne Feingefühl, hatte geradezu die Zunge zwischen die Zähne genommen vor ohnmächtiger Behutsamkeit, während der Großkaufmann seiner Gattin beim Aussteigen behilflich war; ja, es hatte ausgesehen, als ob die beiden Braunen, in der stillen Frostluft qualmend, mit rückwärts gerollten Augen angestrengt diesen ängstlichen Vorgang verfolgten, voll Besorgnis für so viel schwache Grazie und zarten Liebreiz.

Die junge Frau litt an der Luftröhre, wie ausdrücklich in dem anmeldenden Schreiben zu lesen stand, das Herr Klöterjahn vom Strande der Ostsee aus an den dirigierenden Arzt von „Einfried“ gerichtet hatte, und Gott sei Dank, daß es nicht die Lunge war! Wenn es aber dennoch die Lunge gewesen

wäre — diese neue Patientin hätte keinen holderen und veredelteren, keinen entrückteren und unstofflicheren Anblick gewähren können, als jetzt, da sie an der Seite ihres stämmigen Gatten, weich und ermüdet in den weiß lackierten, geradlinigen Armsessel zurückgelehnt, dem Gespräche folgte.

Ihre schönen, blassen Hände, ohne Schmuck bis auf den schlichten Ehering, ruhten in den Schoßfalten eines schweren und dunklen Tuchrockes, und sie trug eine silbergraue, anschließende Taille mit festem Stehkragen, die mit hochaufliegenden Samtarabesken über und über besetzt war. Aber diese gewichtigen und warmen Stoffe ließen die unsägliche Zartheit, Süßigkeit und Mattigkeit des Köpfchens nur noch rührender, unirdischer und lieblicher erscheinen. Ihr lichtbraunes Haar, tief im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt, war glatt zurückgestrichen, und nur in der Nähe der rechten Schläfe fiel eine krause, lose Locke in die Stirn, unfern der Stelle, wo über der markant gezeichneten Braue ein kleines, seltsames Überchen sich blaßblau und kränklich in der Klarheit und Makellosigkeit dieser wie durchsichtigen Stirn verzweigte. Dies blaue Überchen über dem Auge beherrschte auf eine beunruhigende Art das ganze feine Oval des Gesichtes. Es trat sichtbar hervor, sobald die Frau zu sprechen begann, ja, sobald sie auch nur lächelte, und es gab alsdann dem Gesichtsausdruck etwas Angestregtes, ja selbst Bedrängtes, was unbestimmte Befürchtungen erweckte. Dennoch sprach sie und lächelte. Sie sprach freimütig und freundlich mit ihrer leicht verschleierten Stimme, und sie lächelte mit ihren Augen, die ein wenig mühsam blickten, ja hier und da eine kleine

Neigung zum Verschließen zeigten, und deren Winkel, zu beiden Seiten der schmalen Nasenwurzel, in tiefem Schatten lagen, sowie mit ihrem schönen, breiten Munde, der blaß war und dennoch zu leuchten schien, vielleicht, weil seine Lippen so überaus scharf und deutlich umrissen waren. Manchmal hüstelte sie. Hierbei führte sie ihr Taschentuch zum Munde und betrachtete es alsdann.

„Hüistle nicht, Gabriele,“ sagte Herr Klöterjahn. „Du weißt, daß Doktor Hinzpeter zu Hause es dir extra verboten hat, darling, und es ist bloß, daß man sich zusammennimmt, mein Engel. Es ist, wie gesagt, die Luftröhre,“ wiederholte er. „Ich glaubte wahrhaftig, es wäre die Lunge, als es losging, und kriegte, weiß Gott, einen Schreck. Aber es ist nicht die Lunge, nee, Deubel noch mal, auf so was lassen wir uns nicht ein, was, Gabriele? hö, hö!“

„Zweifelsohne,“ sagte Doktor Leander und funkelte sie mit seinen Brillengläsern an.

Hierauf verlangte Herr Klöterjahn Kaffee — Kaffee und Buttersemmeln, und er hatte eine anschauliche Art, den R-Laut ganz hinten im Schlunde zu bilden und „Bottersemmeln“ zu sagen, daß jedermann Appetit bekommen mußte.

Er bekam, was er wünschte, bekam auch Zimmer für sich und seine Gattin, und man richtete sich ein.

Ubrigens übernahm Doktor Leander selbst die Behandlung, ohne Doktor Müller für den Fall in Anspruch zu nehmen.



Die Persönlichkeit der neuen Patientin erregte ungewöhnliches Aufsehen in „Einfried“, und Herr

Klöterjahn, gewöhnt an solche Erfolge, nahm jede Hulldigung, die man ihr darbrachte, mit Genugtuung entgegen. Der diabetische General hörte einen Augenblick zu murren auf, als er ihrer zum ersten Male ansichtig wurde, die Herren mit den entfleischten Gesichtern lächelten und versuchten angestrengt, ihre Beine zu beherrschen, wenn sie in ihre Nähe kamen, und die Magistratsrätin Spaz schloß sich ihr sofort als ältere Freundin an. Ja, sie machte Eindruck, die Frau, die Herrn Klöterjahns Namen trug! Ein Schriftsteller, der seit ein paar Wochen in „Einfried“ seine Zeit verbrachte, ein befremdender Rauz, dessen Name wie der eines Edelgesteines lautete, verfärbte sich geradezu, als sie auf dem Korridor an ihm vorüberging, blieb stehen und stand noch immer wie angewurzelt, als sie schon längst verschwunden war.

Zwei Tage waren noch nicht vergangen, als die ganze Kurgesellschaft mit ihrer Geschichte vertraut war. Sie war aus Bremen gebürtig, was übrigens, wenn sie sprach, an gewissen liebenswürdigen Lautverzerrungen zu erkennen war, und hatte dortselbst vor zwiefacher Jahresfrist dem Großhändler Klöterjahn ihr Jawort fürs Leben erteilt. Sie war ihm in seine Vaterstadt, dort oben am Ostseestrande, gefolgt und hatte ihm vor nun etwa zehn Monaten unter ganz außergewöhnlich schweren und gefährlichen Umständen ein Kind, einen bewundernswert lebhaften und wohlgeratenen Sohn und Erben beschert. Seit diesen furchtbaren Tagen aber war sie nicht wieder zu Kräften gekommen, gesetzt, daß sie jemals bei Kräften gewesen war. Sie war kaum vom Wochenbett erstanden, äußerst erschöpft, äußerst verarmt an Lebenskräften, als sie beim Husten ein wenig Blut

aufgebracht hatte — oh, nicht viel, ein unbedeutendes bißchen Blut; aber es wäre doch besser überhaupt nicht zum Vorschein gekommen, und das Bedenkliche war, daß derselbe kleine und unheimliche Vorfall sich nach kurzer Zeit wiederholte. Nun, es gab Mittel hiergegen, und Doktor Hinzpeter, der Hausarzt, bediente sich ihrer. Vollständige Ruhe wurde geboten, Eisstückchen wurden geschluckt, Morphium ward gegen den Hustenreiz verabfolgt und das Herz nach Möglichkeit beruhigt. Die Genesung aber wollte sich nicht einstellen, und während das Kind, Anton Klöterjahn der Jüngere, ein Prachtstück von einem Baby, mit ungeheurer Energie und Rücksichtslosigkeit seinen Platz im Leben eroberte und behauptete, schien die junge Mutter in einer sanften und stillen Glut dahinzuschwinden . . . Es war, wie gesagt, die Luftröhre, ein Wort, das in Doktor Hinzpeters Munde eine überraschend tröstliche, beruhigende, fast erheiternde Wirkung auf alle Gemüter ausübte. Aber obgleich es nicht die Lunge war, hatte der Doktor schließlich den Einfluß eines mildereren Klimas und des Aufenthaltes in einer Kuranstalt zur Beschleunigung der Heilung als dringend wünschenswert erachtet, und der Ruf des Sanatoriums „Einfried“ und seines Leiters hatte das übrige getan.

So verhielt es sich; und Herr Klöterjahn selbst erzählte es jedem, der Interesse dafür an den Tag legte. Er redete laut, salopp und gutgelaunt, wie ein Mann, dessen Verdauung sich in so guter Ordnung befindet wie seine Börse, mit weit ausladenden Lippenbewegungen, in der breiten und dennoch rapiden Art der Küstenbewohner vom Norden. Manche Worte schleuderte er hervor, daß jeder Laut einer

kleinen Entladung gleich, und lachte darüber wie über einen gelungenen Spaß.

Er war mittelgroß, breit, stark und kurzbeinig und besaß ein volles, rotes Gesicht mit wasserblauen Augen, die von ganz hellblonden Wimpern beschattet waren, geräumigen Nüstern und feuchten Lippen. Er trug einen englischen Backenbart, war ganz englisch gekleidet und zeigte sich entzückt, eine englische Familie, Vater, Mutter und drei hübsche Kinder mit ihrer nurse, in „Einfried“ anzutreffen, die sich hier aufhielt, einzig und allein, weil sie nicht wußte, wo sie sich sonst aufhalten sollte, und mit der er morgens englisch frühstückte. Überhaupt liebte er es, viel und gut zu speisen und zu trinken, zeigte sich als ein wirklicher Kenner von Küche und Keller und unterhielt die Kurgesellschaft aufs anregendste von den Dinern, die daheim in seinem Bekanntenkreise gegeben wurden, sowie mit der Schilderung gewisser auserlesener, hier unbekannter Platten. Hierbei zogen seine Augen sich mit freundlichem Ausdruck zusammen, und seine Sprache erhielt etwas Gaumiges und Nasales, indes leicht schmazende Geräusche im Schlunde sie begleiteten. Daß er auch anderen irdischen Freuden nicht grundsätzlich abhold war, bewies er an jenem Abend, als ein Kurgast von „Einfried“, ein Schriftsteller von Beruf, ihn auf dem Korridor in ziemlich unerlaubter Weise mit einem Stubenmädchen scherzen sah — ein kleiner, humoristischer Vorgang, zu dem der betreffende Schriftsteller eine lächerlich angeekelte Miene machte.

Was Herrn Klöterjahns Gattin anging, so war klar und deutlich zu beobachten, daß sie ihm von Herzen zugetan war. Sie folgte lächelnd seinen Worten

und Bewegungen; nicht mit der überheblichen Nachsicht, die manche Leidenden den Gesunden entgegenbringen, sondern mit der lebenswürdigen Freude und Teilnahme gutgearteter Kranker an den zuversichtlichen Lebensäußerungen von Leuten, die in ihrer Haut sich wohlfühlen.

Herr Klöterjahn verweilte nicht lange in „Einfried“. Er hatte seine Gattin hierher geleitet; nach Verlauf einer Woche aber, als er sie wohl aufgehoben und in guten Händen wußte, war seines Bleibens nicht länger. Pflichten von gleicher Wichtigkeit, sein blühendes Kind, sein ebenfalls blühendes Geschäft, riefen ihn in die Heimat zurück; sie zwangen ihn, abzureisen und seine Frau im Genusse der besten Pflege zurückzulassen.



Spinell hieß der Schriftsteller, der seit mehreren Wochen in „Einfried“ lebte, Detlev Spinell war sein Name, und sein Äußeres war wunderbarlich.

Man vergegenwärtige sich einen Brünetten am Anfang der Dreißiger und von stattlicher Statur, dessen Haar an den Schläfen schon merklich zu ergrauen beginnt, dessen rundes, weißes, ein wenig gedunsenes Gesicht aber nicht die Spur irgendeines Bartwuchses zeigt. Es war nicht rasiert — man hätte es gesehen; weich, verwischt und knabenhaft, war es nur hier und da mit einzelnen Flaumhärchen besetzt. Und das sah ganz merkwürdig aus. Der Blick seiner rehbraunen, blanken Augen war von sanftem Ausdruck, die Nase gedrungen und ein wenig zu fleischig. Ferner besaß Herr Spinell eine gewölbte, poröse Oberlippe römischen Charakters, große kariöse

Zähne und Füße von seltenem Umfange. Einer der Herren mit den unbeherrschten Beinen, der ein Zyniker und Wigbold war, hatte ihn hinter seinem Rücken „der verweste Säugling“ getauft; aber das war hämisch und wenig zutreffend. — Er ging gut und modisch gekleidet, in langem schwarzen Rock und farbig punktirter Weste.

Er war ungesellig und hielt mit keiner Seele Gemeinschaft. Nur zuweilen konnte eine leutselige, liebevolle und überquellende Stimmung ihn befallen, und das geschah jedesmal, wenn Herr Spinell in ästhetischen Zustand versiel, wenn der Anblick von irgend etwas Schönerm, der Zusammenklang zweier Farben, eine Vase von edler Form, das vom Sonnenuntergang bestrahlte Gebirge ihn zu lauter Bewunderung hinriß. „Wie schön!“ sagte er dann, indem er den Kopf auf die Seite legte, die Schultern emporzog, die Hände spreizte und Nase und Lippen krauste. „Gott, sehen Sie, wie schön!“ Und er war imstande, blindlings die distinguiertesten Herrschaften, ob Mann oder Weib, zu umhalsen in der Bewegung solcher Augenblicke . . .

Beständig lag auf seinem Tische, für jeden sichtbar, der sein Zimmer betrat, das Buch, das er geschrieben hatte. Es war ein Roman von mäßigem Umfange, mit einer vollkommen verwirrenden Umschlagzeichnung versehen und gedruckt auf einer Art von Kaffeeseibpapier mit Buchstaben, von denen ein jeder ausah wie eine gotische Kathedrale. Fräulein von Osterloh hatte es in einer müßigen Viertelstunde gelesen und fand es „raffiniert“, was ihre Form war, das Urtheil „unmenschlich langweilig“ zu umschreiben. Es spielte in mondänen Salons, in üppigen Frauen-

gemächern, die voller erlesener Gegenstände waren, voll von Gobelins, uralten Meubles, köstlichem Porzellan, unbezahlbaren Stoffen und künstlerischen Kleinodien aller Art. Auf die Schilderung dieser Dinge war der liebevollste Wert gelegt, und beständig sah man dabei Herrn Spinell, wie er die Nase kraus zog und sagte: „Wie schön! Gott, sehen Sie, wie schön!“ . . . Ubrigens mußte es wundernehmen, daß er noch nicht mehr Bücher verfaßt hatte als dieses eine, denn augenscheinlich schrieb er mit Leidenschaft. Er verbrachte den größeren Teil des Tages schreibend auf seinem Zimmer und ließ außerordentlich viele Briefe zur Post befördern, fast täglich einen oder zwei — wobei es nur als befremdend und belustigend auffiel, daß er seinerseits höchst selten welche empfing . . .



Herr Spinell saß der Gattin Herrn Klöterjahns bei Tische gegenüber. Zur ersten Mahlzeit, an der die Herrschaften teilnahmen, erschien er ein wenig zu spät in dem großen Speisesaal im Erdgeschoß des Seitenflügels, sprach mit weicher Stimme einen an alle gerichteten Gruß und begab sich an seinen Platz, worauf Doktor Leander ihn ohne viel Zeremonie den neu Angekommenen vorstellte. Er verbeugte sich und begann dann, offenbar ein wenig verlegen, zu essen, indem er Messer und Gabel mit seinen großen, weißen und schön geformten Händen, die aus sehr engen Ärmeln hervorsahen, in ziemlich affektierter Weise bewegte. Später ward er frei und betrachtete in Gelassenheit abwechselnd Herrn Klöterjahn und seine Gattin. Auch richtete Herr Klöterjahn im Verlaufe

der Mahlzeit einige Fragen und Bemerkungen betreffend die Anlage und das Klima von „Einfried“ an ihn, in die seine Frau in ihrer lieblichen Art zwei oder drei Worte einfließen ließ, und die Herr Spinell höflich beantwortete. Seine Stimme war mild und recht angenehm; aber er hatte eine etwas behinderte und schlürfende Art zu sprechen, als seien seine Zähne der Zunge im Wege.

Nach Tische, als man ins Konversationszimmer hinübergewandert war, und Doktor Leander den neuen Gästen im besonderen eine gesegnete Mahlzeit wünschte, erkundigte sich Herr Klöterjahns Gattin nach ihrem Gegenüber.

„Wie heißt der Herr?“ fragte sie... „Spinelli? Ich habe den Namen nicht verstanden.“

„Spinell... nicht Spinelli, gnädige Frau. Nein, er ist kein Italiener, sondern bloß aus Lemberg gebürtig, soviel ich weiß...“

„Was sagten Sie? Er ist Schriftsteller? Oder was?“ fragte Herr Klöterjahn; er hielt die Hände in den Taschen seiner bequemen englischen Hose, neigte sein Ohr dem Doktor zu und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund beim Horchen.

„Ja, ich weiß nicht — er schreibt...“ antwortete Doktor Leander. „Er hat, glaube ich, ein Buch veröffentlicht, eine Art Roman, ich weiß wirklich nicht...“

Dieses wiederholte „Ich weiß nicht“ deutete an, daß Doktor Leander keine großen Stücke auf den Schriftsteller hielt und jede Verantwortung für ihn ablehnte.

„Aber das ist ja sehr interessant!“ sagte Herr Klöterjahns Gattin. Sie hatte noch nie einen Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht gesehen.

„O ja,“ erwiderte Doktor Leander entgegenkommend. „Er soll sich eines gewissen Rufes erfreuen . . .“ Dann wurde nicht mehr von dem Schriftsteller gesprochen.

Aber ein wenig später, als die neuen Gäste sich zurückgezogen hatten und Doktor Leander ebenfalls das Konversationszimmer verlassen wollte, hielt Herr Spinell ihn zurück und erkundigte sich auch seinerseits.

„Wie ist der Name des Paares?“ fragte er . . . „Ich habe natürlich nichts verstanden.“

„Klöterjahn,“ antwortete Doktor Leander und ging schon wieder.

„Wie heißt der Mann?“ fragte Herr Spinell . . .

„Klöterjahn heißen sie!“ sagte Doktor Leander und ging seiner Wege. — Er hielt gar keine großen Stücke auf den Schriftsteller.



Waren wir schon so weit, daß Herr Klöterjahn in die Heimat zurückgekehrt war? Ja, er weilte wieder am Ostseestrande, bei seinen Geschäften und seinem Kinde, diesem rücksichtslosen und lebensvollen kleinen Geschöpf, das seiner Mutter sehr viele Leiden und einen kleinen Defekt an der Luftröhre gekostet hatte. Sie selbst aber, die junge Frau, blieb in „Einfried“ zurück, und die Magistratsrätin Spatz schloß sich ihr als ältere Freundin an. Das aber hinderte nicht, daß Herrn Klöterjahns Gattin auch mit den übrigen Kurgästen gute Kameradschaft pflegte, zum Beispiel mit Herrn Spinell, der ihr zum Erstaunen aller (denn er hatte bislang mit keiner Seele Gemeinschaft gehalten) von Unbeginn eine außer-

ordentliche Ergebenheit und Dienstfertigkeit entgegenbrachte, und mit dem sie in den Freistunden, die eine strenge Tagesordnung ihr ließ, nicht ungern plauderte.

Er näherte sich ihr mit einer ungeheuren Behutsamkeit und Ehrerbietung und sprach zu ihr nicht anders, als mit sorgfältig gedämpfter Stimme, so daß die Rätin Spaz, die an den Ohren krankte, meistens überhaupt nichts von dem verstand, was er sagte. Er trat auf den Spizen seiner großen Füße zu dem Sessel, in dem Herrn Klöterjahns Gattin zart lächelnd lehnte, blieb in einer Entfernung von zwei Schritten stehen, hielt das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper vorgebeugt und sprach in seiner etwas behinderten und schlürfenden Art leise, eindringlich und jeden Augenblick bereit, eilends zurückzutreten und zu verschwinden, sobald ein Zeichen von Ermüdung und Überdruß sich auf ihrem Gesicht bemerkbar machen würde. Aber er verdroß sie nicht; sie forderte ihn auf, sich zu ihr und der Rätin zu setzen, richtete irgendeine Frage an ihn und hörte ihm dann lächelnd und neugierig zu, denn manchmal ließ er sich so amüßant und seltsam vernehmen, wie es ihr noch niemals begegnet war.

„Warum sind Sie eigentlich in ‚Einsfried‘?“ fragte sie. „Welche Kur gebrauchen Sie, Herr Spinell?“

„Kur? . . . Ich werde ein bißchen elektrifiziert. Nein, das ist nicht der Rede wert. Ich werde Ihnen sagen, gnädige Frau, warum ich hier bin. — Des Stiles wegen.“

„Ah!“ sagte Herrn Klöterjahns Gattin, stützte das Kinn in die Hand und wandte sich ihm mit einem übertriebenen Eifer zu, wie man ihn Kindern vorspielt, wenn sie etwas erzählen wollen.

„Ja, gnädige Frau. ‚Einfried‘ ist ganz empire, es ist ehemals ein Schloß, eine Sommerresidenz gewesen, wie man mir sagt. Dieser Seitenflügel ist ja ein Anbau aus späterer Zeit, aber das Hauptgebäude ist alt und echt. Es gibt nun Zeiten, in denen ich das empire einfach nicht entbehren kann, in denen es mir, um einen bescheidenen Grad des Wohlbefindens zu erreichen, unbedingt nötig ist. Es ist klar, daß man sich anders befindet zwischen Möbeln, weich und bequem bis zur Lässigkeit, und anders zwischen diesen geradlinigen Tischen, Sesseln und Draperien . . . Diese Helligkeit und Härte, diese kalte, herbe Einfachheit und reservierte Strenge verleiht mir Haltung und Würde, gnädige Frau, sie hat auf die Dauer eine innere Reinigung und Restaurierung zur Folge, sie hebt mich sittlich, ohne Frage . . .“

„Ja, das ist merkwürdig,“ sagte sie. „Übrigens verstehe ich es, wenn ich mir Mühe gebe.“

Hierauf erwiderte er, daß es irgendwelcher Mühe nicht lohne, und dann lachten sie miteinander. Auch die Rätin Spatz lachte und fand es merkwürdig; aber sie sagte nicht, daß sie es verstehe.

Das Konversationszimmer war geräumig und schön. Die hohe, weiße Flügeltür zu dem anstoßenden Billardraume stand weit geöffnet, wo die Herren mit den unbeherrschten Beinen und andere sich vergnügten. Andererseits gewährte eine Glastür den Ausblick auf die breite Terrasse und den Garten. Seitwärts davon stand ein Piano. Ein grün ausgeschlagener Spieltisch war vorhanden, an dem der diabetische General mit ein paar anderen Herren Whist spielte. Damen lasen und waren mit Handarbeiten beschäftigt. Ein eiserner Ofen besorgte die

Heizung, aber vor dem stilvollen Kamin, in dem nachgeahmte, mit glühroten Papierstreifen beklebte Kohlen lagen, waren behagliche Plauderplätze.

„Sie sind ein Frühaufsteher, Herr Spinell,“ sagte Herr Klöterjahns Gattin. „Zufällig habe ich Sie nun schon zwei- oder dreimal um halb acht Uhr am Morgen das Haus verlassen sehen.“

„Ein Frühaufsteher? Ach, sehr mit Unterschied, gnädige Frau. Die Sache ist die, daß ich früh aufstehe, weil ich eigentlich ein Langschläfer bin.“

„Das müssen Sie nun erklären, Herr Spinell!“ — Auch die Kätin Spag wollte es erklärt haben.

„Nun, . . . ist man ein Frühaufsteher, so hat man es, dünkt mich, nicht nötig, gar so früh aufzustehen. Das Gewissen, gnädige Frau, . . . es ist eine schlimme Sache mit dem Gewissen! Ich und meinesgleichen, wir schlagen uns zeit unseres Lebens damit herum und haben alle Hände voll zu tun, es hier und da zu betrügen und ihm kleine, schlaue Genugtuungen zuteil werden zu lassen. Wir sind unnütze Geschöpfe, ich und meinesgleichen, und abgesehen von wenigen guten Stunden schleppen wir uns an dem Bewußtsein unserer Unnützlichkeits wund und krank. Wir hassen das Nützliche, wir wissen, daß es gemein und unschön ist, und wir verteidigen diese Wahrheit, wie man nur Wahrheiten verteidigt, die man unbedingt nötig hat. Und dennoch sind wir so ganz vom bösen Gewissen zernagt, daß kein heiler Fleck mehr an uns ist. Hinzu kommt, daß die ganze Art unserer inneren Existenz, unsere Weltanschauung, unsere Arbeitsweise . . . von schrecklich ungesund, unterminierender, aufreibender Wirkung ist, und auch dies verschlimmert die Sache. Da gibt es nun kleine

Linderungsmittel, ohne die man es einfach nicht aus-  
hielte. Eine gewisse Artigkeit und hygienische Strenge  
der Lebensführung zum Beispiel ist manchen von uns  
Bedürfnis. Früh aufstehen, grausam früh, ein kal-  
tes Bad und ein Spaziergang hinaus in den  
Schnee . . . Das macht, daß wir vielleicht eine Stunde  
lang ein wenig zufrieden mit uns sind. Gäbe ich  
mich, wie ich bin, so würde ich bis in den Nachmittag  
hinein im Bette liegen, glauben Sie mir. Wenn ich  
früh aufstehe, so ist das eigentlich Heuchelei.“

„Nein, weshalb, Herr Spinell! Ich nenne das  
Selbstüberwindung . . . Nicht wahr, Frau Rätin?“  
— Auch die Rätin Spaß nannte es Selbstüberwin-  
dung.

„Heuchelei oder Selbstüberwindung, gnädige Frau!  
Welches Wort man nun vorzieht. Ich bin so gram-  
voll ehrlich veranlagt, daß ich . . .“

„Das ist es. Sicher grämen Sie sich zu viel.“

„Ja, gnädige Frau, ich gräme mich viel.“

— Das gute Wetter hielt an. Weiß, hart und  
sauber, in Windstille und lichtem Frost, in blenden-  
der Helle und bläulichem Schatten lag die Gegend,  
lagen Berge, Haus und Garten, und ein zartblauer  
Himmel, in dem Myriaden von flimmernden Leucht-  
körperchen, von glitzernden Kristallen zu tanzen schie-  
nen, wölbte sich makellos über dem Ganzen. Der  
Gattin Herrn Klöterjahns ging es leidlich in dieser  
Zeit; sie war fieberfrei, hustete fast gar nicht und aß  
ohne allzuviel Widerwillen. Oftmals saß sie, wie  
das ihre Vorschrift war, stundenlang im sonnigen  
Frost auf der Terrasse. Sie saß im Schnee, ganz in  
Decken und Pelzwerk verpackt, und atmete hoff-  
nungsvoll die reine, eisige Luft, um ihrer Luftröhre

zu dienen. Dann bemerkte sie zuweilen Herrn Spinell, wie er, ebenfalls warm gekleidet und in Pelzschuhen, die seinen Füßen einen phantastischen Umfang verliehen, sich im Garten erging. Er ging mit tastenden Schritten und einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung durch den Schnee, grüßte sie ehrerbietig, wenn er zur Terrasse kam, und stieg die unteren Stufen hinan, um ein kleines Gespräch zu beginnen.

„Heute auf meinem Morgenspaziergang, habe ich eine schöne Frau gesehen . . . Gott, sie war schön!“ sagte er, legte den Kopf auf die Seite und spreizte die Hände.

„Wirklich, Herr Spinell? Beschreiben Sie sie mir doch!“

„Nein, das kann ich nicht. Oder ich würde Ihnen doch ein unrichtiges Bild von ihr geben. Ich habe die Dame im Vorübergehen nur mit einem halben Blicke gestreift, ich habe sie in Wirklichkeit nicht gesehen. Aber der verwischte Schatten von ihr, den ich empfang, hat genügt, meine Phantasie anzuregen und mich ein Bild mit fortnehmen zu lassen, das schön ist . . . Gott, es ist schön!“

Sie lachte. „Ist das Ihre Art, sich schöne Frauen zu betrachten, Herr Spinell?“

„Ja, gnädige Frau; und es ist eine bessere Art, als wenn ich ihnen plump und wirklichkeitsgierig ins Gesicht starrte und den Eindruck einer fehlerhaften Tatsächlichkeit davontrüge . . .“

„Wirklichkeitsgierig . . . Das ist ein sonderbares Wort! Ein richtiges Schriftstellerwort, Herr Spinell! Aber es macht Eindruck auf mich, will ich Ihnen sagen. Es liegt so manches darin, wovon ich

ein wenig verstehe, etwas Unabhängiges und Freies, das sogar der Wirklichkeit die Achtung kündigt, obgleich sie doch das Respektabelste ist, was es gibt, ja das Respektable selbst . . . Und dann begreife ich, daß es etwas gibt außer dem Handgreiflichen, etwas Zarteres . . .“

„Ich weiß nur ein Gesicht,“ sagte er plötzlich mit einer seltsam freudigen Bewegung in der Stimme, erhob seine geballten Hände zu den Schultern und ließ in einem exaltierten Lächeln seine kariösen Zähne sehen . . . „Ich weiß nur ein Gesicht, dessen veredelte Wirklichkeit durch meine Einbildung korrigieren zu wollen, sündhaft wäre, das ich betrachten, auf dem ich verweilen möchte, nicht Minuten, nicht Stunden, sondern mein ganzes Leben lang, mich ganz darin verlieren und alles Irdische darüber vergessen . . .“

„Ja, ja, Herr Spinell. Nur daß Fräulein von Osterloh doch ziemlich abstehende Ohren hat.“

Er schwieg und verbeugte sich tief. Als er wieder aufrecht stand, ruhten seine Augen mit einem Ausdruck von Verlegenheit und Schmerz auf dem kleinen, seltsamen Überchen, das sich blaßblau und kränklich in der Klarheit ihrer wie durchsichtigen Stirn verzweigte.



Ein Kauz, ein ganz wunderlicher Kauz! Herrn Klöterjahns Gattin dachte zuweilen nach über ihn, denn sie hatte sehr viele Zeit zum Nachdenken. Sei es, daß der Luftwechsel anfang, die Wirkung zu versagen, oder daß irgendein positiv schädlicher Einfluß sie berührt hatte: ihr Befinden war schlechter

geworden, der Zustand ihrer Luftröhre schien zu wünschen übrig zu lassen, sie fühlte sich schwach, müde, appetitlos, fieberte nicht selten; und Doktor Leander hatte ihr aufs entschiedenste Ruhe, Stillverhalten und Vorsicht empfohlen. So saß sie, wenn sie nicht liegen mußte, in Gesellschaft der Rätin Spaz, verhielt sich still und hing, eine Handarbeit im Schoße, an der sie nicht arbeitete, diesem oder jenem Gedanken nach.

Ja, er machte ihr Gedanken, dieser absonderliche Herr Spinell, und, was das Merkwürdige war, nicht sowohl über seine als über ihre eigene Person; auf irgendeine Weise rief er in ihr eine seltsame Neugier, ein nie gekanntes Interesse für ihr eigenes Sein hervor. Eines Tages hatte er gesprächsweise geäußert: „Nein, es sind rätselvolle Tatsachen, die Frauen . . . so wenig neu es ist, so wenig kann man ablassen, davor zu stehen und zu staunen. Da ist ein wunderbares Geschöpf, eine Snylpe, ein Duftgebild, ein Märchentraum von einem Wesen. Was tut sie? Sie geht hin und ergibt sich einem Jahrmarktsherkules oder Schlächterburschen. Sie kommt an seinem Arme daher, lehnt vielleicht sogar ihren Kopf an seine Schulter und blickt dabei verschlagen lächelnd um sich her, als wollte sie sagen: Ja, nun zerbrecht euch die Köpfe über diese Erscheinung! — Und wir zerbrechen sie uns.“ —

Hiermit hatte Herrn Klöterjahns Gattin sich wiederholt beschäftigt.

Eines anderen Tages fand zum Erstaunen der Rätin Spaz folgendes Zwiegespräch zwischen ihnen statt.

„Darf ich einmal fragen, gnädige Frau (aber es

ist wohl naseweis), wie Sie heißen, wie eigentlich Ihr Name ist?"

„Ich heiße doch Klöterjahn, Herr Spinell!“

„Hm. — Das weiß ich. Oder vielmehr: ich leugne es. Ich meine natürlich Ihren eigenen Namen, Ihren Mädchennamen. Sie werden gerecht sein und einräumen, gnädige Frau, daß, wer Sie ‚Frau Klöterjahn‘ nennen wollte, die Peitsche verdiente.“

Sie lachte so herzlich, daß das blaue Überchen über ihrer Braue beängstigend deutlich hervortrat und ihrem zarten, süßen Gesicht einen Ausdruck von Anstrengung und Bedrängnis verlieh, der tief beunruhigte.

„Nein! Bewahre, Herr Spinell! Die Peitsche? Ist ‚Klöterjahn‘ Ihnen so fürchterlich?“

„Ja, gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund, seit ich ihn zum erstenmal vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, und es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen.“

„Nun, und ‚Eckhof‘? Ist Eckhof schöner? Mein Vater heißt Eckhof.“

„Oh, sehen Sie! ‚Eckhof‘ ist etwas ganz anderes! Eckhof hieß sogar ein großer Schauspieler. Eckhof passiert. — Sie erwähnten nur Ihres Vaters. Ist Ihre Frau Mutter. . .“

„Ja; meine Mutter starb, als ich noch klein war.“

„Ah. — Sprechen Sie mir doch ein wenig mehr von Ihnen, darf ich Sie bitten? Wenn es Sie ermüdet, dann nicht. Dann ruhen Sie, und ich fahre fort, Ihnen von Paris zu erzählen, wie neulich. Aber Sie könnten ja ganz leise reden, ja, wenn Sie flüstern,

so wird das alles nur schöner machen . . . Sie wurden in Bremen geboren?" Und diese Frage tat er beinahe tonlos, mit einem ehrfurchtsvollen und inhaltschweren Ausdruck, als sei Bremen eine Stadt ohnegleichen, eine Stadt voller unnennbarer Abenteuer und verschwiegener Schönheiten, in der geboren zu sein, eine geheimnisvolle Hoheit verleihe.

„Ja, denken Sie!“ sagte sie unwillkürlich. „Ich bin aus Bremen.“

„Ich war einmal dort,“ bemerkte er nachdenklich. —

„Mein Gott, Sie waren auch dort? Nein, hören Sie, Herr Spinell, zwischen Tunis und Spitzbergen haben Sie, glaube ich, alles gesehen!“

„Ja, ich war einmal dort,“ wiederholte er. „Ein paar kurze Abendstunden. Ich entsinne mich einer alten, schmalen Straße, über deren Giebeln schief und seltsam der Mond stand. Dann war ich in einem Keller, in dem es nach Wein und Moder roch. Das ist eine durchdringende Erinnerung . . .“

„Wirklich? Wo mag das gewesen sein? — Ja, in solchem grauen Giebelhause, einem alten Kaufmannshause mit hallender Diele und weiß lackierter Galerie, bin ich geboren.“

„Ihr Herr Vater ist also Kaufmann?“ fragte er ein wenig zögernd.

„Ja. Aber außerdem und eigentlich wohl in erster Linie ist er ein Künstler.“

„Ah! Ah! Inwiefern?“

„Er spielt die Geige . . . Aber das sagt nicht viel. Wie er sie spielt, Herr Spinell, das ist die Sache! Einige Töne habe ich niemals hören können, ohne daß mir die Tränen so merkwürdig brennend

in die Augen stiegen, wie sonst bei keinem Erlebnis. Sie glauben es nicht . . .“

„Ich glaube es! Ach, ob ich es glaube . . . Sagen Sie mir, gnädige Frau: Ihre Familie ist wohl alt? Es haben wohl schon viele Generationen in dem grauen Siebelhaus gelebt, gearbeitet und das Zeitliche gesegnet?“

„Ja. — Warum fragen Sie übrigens?“

„Weil es nicht selten geschieht, daß ein Geschlecht mit praktischen, bürgerlichen und trockenen Traditionen sich gegen das Ende seiner Tage noch einmal durch die Kunst verklärt.“

„Ist dem so? — Ja, was meinen Vater betrifft, so ist er sicherlich mehr ein Künstler, als mancher, der sich so nennt und vom Ruhme lebt. Ich spiele nur ein bißchen Klavier. Jetzt haben sie es mir ja verboten; aber damals, zu Hause, spielte ich noch. Mein Vater und ich, wir spielten zusammen . . . Ja, ich habe all die Jahre in lieber Erinnerung; besonders den Garten, unseren Garten, hinterm Hause. Er war jämmerlich verwildert und verwuchert und von zerbröckelten, bemoosten Mauern eingeschlossen; aber gerade das gab ihm viel Reiz. In der Mitte war ein Springbrunnen, mit einem dichten Kranz von Schwertlilien umgeben. Im Sommer verbrachte ich dort lange Stunden mit meinen Freundinnen. Wir saßen alle auf kleinen Feldsesseln rund um den Springbrunnen herum . . .“

„Wie schön!“ sagte Herr Spinell und zog die Schultern empor. „Säßen Sie und sangen?“

„Nein, wir häkelten meistens.“

„Immerhin . . . Immerhin . . .“

„Ja, wir häkelten und schwatzten, meine sechs Freundinnen und ich . . .“

„Wie schön! Gott, hören Sie, wie schön!“ rief Herr Spinell, und sein Gesicht war gänzlich verzerrt.

„Was finden Sie nun hieran so besonders schön, Herr Spinell!“

„Oh, dies, daß es sechs außer Ihnen waren, daß Sie nicht in diese Zahl eingeschlossen waren, sondern daß Sie gleichsam als Königin daraus hervortraten... Sie waren ausgezeichnet vor Ihren sechs Freundinnen. Eine kleine goldene Krone, ganz unscheinbar, aber bedeutungsvoll, saß in Ihrem Haar und blinkte...“

„Nein, Unsinn, nichts von einer Krone...“

„Doch, sie blinkte heimlich. Ich hätte sie gesehen, hätte sie deutlich in Ihrem Haar gesehen, wenn ich in einer dieser Stunden unvermerkt im Gestrüpp gestanden hätte . . .“

„Gott weiß, was Sie gesehen hätten. Sie standen aber nicht dort, sondern eines Tages war es mein jetziger Mann, der zusammen mit meinem Vater aus dem Gebüsch hervortrat. Ich fürchte, sie hatten sogar allerhand von unserem Geschwäg belauscht...“

„Dort war es also, wo Sie Ihren Herrn Gemahl kennen lernten, gnädige Frau?“

„Ja, dort lernte ich ihn kennen!“ sagte sie laut und fröhlich, und indem sie lächelte, trat das zartblaue Äderchen angestrengt und seltsam über ihrer Braue hervor. „Er besuchte meinen Vater in Geschäften, wissen Sie. Am nächsten Tage war er zum Diner geladen, und noch drei Tage später hielt er um meine Hand an.“

„Wirklich! Ging das alles so außerordentlich schnell?“

„Ja . . . Das heißt, von nun an ging es ein wenig langsamer. Denn mein Vater war der Sache eigentlich gar nicht geneigt, müssen Sie wissen, und machte eine längere Bedenkzeit zur Bedingung. Erstens wollte er mich lieber bei sich behalten, und dann hatte er noch andere Skrupel. Aber . . .“

„Aber?“

„Aber ich wollte es eben,“ sagte sie lächelnd, und wieder beherrschte das blaßblaue Aderchen mit einem bedrängten und kränklichen Ausdruck ihr ganzes liebliches Gesicht.

„Ah, Sie wollten es.“

„Ja, und ich habe einen ganz festen und respektablen Willen gezeigt, wie Sie sehen . . .“

„Wie ich es sehe. Ja.“

„. . . So daß mein Vater sich schließlich darein ergeben mußte.“

„Und so verließen Sie ihn denn und seine Geige, verließen das alte Haus, den verwucherten Garten, den Springbrunnen und Ihre sechs Freundinnen und zogen mit Herrn Klöterjahn.“

„Und zog mit . . . Sie haben eine Ausdrucksweise, Herr Spinell! — Beinahe biblisch! — Ja, ich verließ das alles, denn so will es ja die Natur.“

„Ja, so will sie es wohl.“

„Und dann handelte es sich ja um mein Glück.“

„Gewiß. Und es kam, das Glück . . .“

„Das kam in der Stunde, Herr Spinell, als man mir zuerst den kleinen Anton brachte, unseren kleinen Anton, und als er so kräftig mit seinen kleinen gesunden Lungen schrie, stark und gesund wie er ist . . .“

„Es ist nicht das erstemal, daß ich Sie von der

Gesundheit Ihres kleinen Anton sprechen höre, gnädige Frau. Er muß ganz ungewöhnlich gesund sein."

„Das ist er. Und er sieht meinem Mann so lächerlich ähnlich!"

„Ah! — Ja, so begab es sich also. Und nun heißen Sie nicht mehr Eckhof, sondern anders und haben den kleinen gesunden Anton und leiden ein wenig an der Luftröhre."

„Ja. — Und Sie sind ein durch und durch rätselhafter Mensch, Herr Spinell, dessen versichere ich Sie . . ."

„Ja, straf' mich Gott, das sind Sie!" sagte die Rätin Spag, die übrigens auch noch vorhanden war.

Aber auch mit diesem Gespräch beschäftigte Herrn Klöterjahns Gattin sich mehrere Male in ihrem Innern. So nichts sagend es war, so barg es doch einiges auf seinem Grunde, was ihren Gedanken über sich selbst Nahrung gab. War dies der schädliche Einfluß, der sie berührte? Ihre Schwäche nahm zu, und oft stellte Fieber sich ein, eine stille Blut, in der sie mit einem Gefühle sanfter Gehobenheit ruhte, der sie sich in einer nachdenklichen, präziösen, selbstgefälligen und ein wenig beleidigten Stimmung überließ. Wenn sie nicht das Bett hütete und Herr Spinell auf den Spitzen seiner großen Füße mit ungeheurer Behutsamkeit zu ihr trat, in einer Entfernung von zwei Schritten stehen blieb und, das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper vorgebeugt, mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme zu ihr sprach, wie als höbe er sie in scheuer Andacht sanft und hoch empor und bettete sie auf Wolkenpfähle, woselbst kein schriller Laut und keine irdische Berührung sie erreichen sollte . . ., so erinnerte sie sich der Art, in der

Herr Klöterjahn zu sagen pflegte: „Vorsichtig, Gabriele, take care, mein Engel, und halte den Mund zu!“ eine Art, die wirkte, als schlug er einem hart und wohlmeinend auf die Schulter. Dann aber wandte sie sich rasch von dieser Erinnerung ab, um in Schwäche und Gehobenheit auf den Wolkenpfählen zu ruhen, die Herr Spinell ihr dienend bereitete.

Eines Tages kam sie unvermittelt auf das kleine Gespräch zurück, das sie mit ihm über ihre Herkunft und Jugend geführt hatte.

„Es ist also wahr,“ fragte sie, „Herr Spinell, daß Sie die Krone gesehen hätten?“

Und obgleich jene Blauderei schon vierzehn Tage zurücklag, wußte er sofort, um was es sich handelte, und versicherte ihr mit bewegten Worten, daß er damals am Springbrunnen, als sie unter ihren sechs Freundinnen saß, die kleine Krone hätte blinken — sie heimlich in ihrem Haar hätte blinken sehen.

Einige Tage später erkundigte sich ein Kurgast aus Artigkeit bei ihr nach dem Wohlergehen ihres kleinen Anton daheim. Sie ließ zu Herrn Spinell, der sich in der Nähe befand, einen hurtigen Blick hinübergleiten und antwortete ein wenig gelangweilt: „Danke; wie soll es dem wohl gehen? — Ihm und meinem Mann geht es gut.“



Ende Februar, an einem Frosttage, reiner und leuchtender als alle, die vorhergegangen waren, herrschte in „Einfried“ nichts als Übermut. Die Herrschaften mit den Herzfehlern besprachen sich untereinander mit geröteten Wangen, der diabetische General trällerte wie ein Jüngling, und die Herren mit

den unbeherrschten Beinen waren ganz außer Rand und Band. Was ging vor? Nichts Geringeres, als daß eine gemeinsame Ausfahrt unternommen werden sollte, eine Schlittenpartie in mehreren Fuhrwerken mit Schellenklang und Peitschenknall ins Gebirge hinein; Doktor Leander hatte zur Zerstreuung seiner Patienten diesen Beschluß gefaßt.

Natürlich mußten die „Schweren“ zu Hause bleiben. Die armen „Schweren“! Man nickte sich zu und verabredete sich, sie nichts von dem Ganzen wissen zu lassen; es tat allgemein wohl, ein wenig Mitleid üben und Rücksicht nehmen zu können. Aber auch von denen, die sich an dem Vergnügen sehr wohl hätten beteiligen können, schlossen sich einige aus. Was Fräulein von Österloh anging, so war sie ohne weiteres entschuldigt. Wer wie sie mit Pflichten überhäuft war, durfte an Schlittenpartien nicht ernstlich denken. Der Hausstand verlangte gebieterisch ihre Anwesenheit, und kurzum: sie blieb in „Einfried“. Daß aber auch Herrn Klöterjahns Gattin erklärte, daheim bleiben zu wollen, verstimmte allseitig. Vergebens redete Doktor Leander ihr zu, die frische Fahrt auf sich wirken zu lassen; sie behauptete, nicht aufgelegt zu sein, Migräne zu haben, sich matt zu fühlen, und so mußte man sich fügen. Der Zyniker und Wikbold aber nahm Anlaß zu der Bemerkung: „Geben Sie acht, nun fährt auch der verwesene Säugling nicht mit.“

Und er bekam recht, denn Herr Spinell ließ wissen, daß er heute nachmittag arbeiten wolle; — er gebrauchte sehr gern das Wort „arbeiten“ für seine zweifelhafte Tätigkeit. Ubrigens beklagte sich keine Seele über sein Fortbleiben, und ebenso leicht ver-

schmerzte man es, daß die Rätin Spaz sich entschloß, ihrer jüngeren Freundin Gesellschaft zu leisten, da das Fahren sie seekrank mache.

Gleich nach dem Mittagessen, das heute schon gegen zwölf Uhr stattgefunden hatte, hielten die Schlitten vor „Einfried“, und in lebhaften Gruppen, warm verhummt, neugierig und angeregt, bewegten sich die Gäste durch den Garten. Herrn Klöterjahns Gattin stand mit der Rätin Spaz an der Glastür, die zur Terrasse führte, und Herr Spinell am Fenster seines Zimmers, um der Abfahrt zuzusehen. Sie beobachteten, wie unter Scherzen und Gelächter kleine Kämpfe um die besten Plätze entstanden, wie Fräulein von Osterloh, eine Pelzboa um den Hals, von einem Gespann zum anderen lief, um Körbe mit Eßwaren unter die Sige zu schieben, wie Doktor Leander, die Pelzmütze in der Stirn, mit seinen funkelnden Brillengläsern noch einmal das Ganze überschaute, dann ebenfalls Platz nahm und das Zeichen zum Aufbruch gab . . . Die Pferde zogen an, ein paar Damen kreischten und fielen hintüber, die Schellen klapperten, die kurzstieligen Peitschen knallten und ließen ihre langen Schnüre im Schnee hinter den Rufen dreinschleppen, und Fräulein von Osterloh stand an der Gatterpforte und winkte mit ihrem Schnupftuch, bis an einer Biegung der Landstraße die gleitenden Gefährte verschwanden, das frohe Geräusch sich verlor. Dann kehrte sie durch den Garten zurück, um ihren Pflichten nachzueilen, die beiden Damen verließen die Glastür, und fast gleichzeitig trat auch Herr Spinell von seinem Aussichtspunkte ab.

Ruhe herrschte in „Einfried“. Die Expedition war vor Abend nicht zurückzuerwarten. Die „Schwe-

ren“ lagen in ihren Zimmern und litten. Herrn Klöterjahns Gattin und ihre ältere Freundin unternahmen einen kurzen Spaziergang, worauf sie in ihre Gemächer zurückkehrten. Auch Herr Spinell befand sich in dem seinen und beschäftigte sich auf seine Art. Gegen vier Uhr brachte man den Damen je einen halben Liter Milch, während Herr Spinell seinen leichten Tee erhielt. Kurze Zeit darauf pochte Herrn Klöterjahns Gattin an die Wand, die ihr Zimmer von dem der Magistratsrätin Spaz trennte, und sagte: „Wollen wir nicht ins Konversationszimmer hinuntergehen, Frau Rätin? Ich weiß nicht mehr, was ich hier anfangen soll.“

„Sogleich, meine Liebe!“ antwortete die Rätin. „Ich ziehe nur meine Stiefel an, wenn Sie erlauben. Ich habe nämlich auf dem Bette gelegen, müssen Sie wissen.“

Wie zu erwarten stand, war das Konversationszimmer leer. Die Damen nahmen am Kamine Platz. Die Rätin Spaz steckte Blumen auf ein Stück Stramin, und auch Herrn Klöterjahns Gattin tat ein paar Stiche, worauf sie die Handarbeit in den Schoß sinken ließ und über die Armlehne ihres Sessels hinweg ins Leere träumte. Schließlich machte sie eine Bemerkung, die nicht lohnte, daß man ihretwegen die Zähne voneinander tat; da aber die Rätin Spaz trotzdem „Wie?“ fragte, so mußte sie zu ihrer Demütigung den ganzen Satz wiederholen. Die Rätin Spaz fragte nochmals „Wie?“ In diesem Augenblicke aber wurden auf dem Vorplaze Schritte laut, die Thür öffnete sich, und Herr Spinell trat ein.

„Störe ich?“ fragte er noch an der Schwelle mit sanfter Stimme, während er ausschließlich Herrn

Klöterjahns Gattin anblickte und den Oberkörper auf eine gewisse zarte und schwebende Art nach vorne beugte . . . Die junge Frau antwortete: „Ei, warum nicht gar? Erstens ist dieses Zimmer doch als Freihafen gedacht, Herr Spinell, und dann: worin sollten Sie uns stören. Ich habe das entschiedene Gefühl, die Rätin zu langweilen . . .“

Hierauf wußte er nichts mehr zu erwidern, sondern ließ nur lächelnd seine kariösen Zähne sehen und ging unter den Augen der Damen mit ziemlich unfreien Schritten bis zur Glastür, woselbst er stehen blieb und hinauschaute, indem er in etwas unbezogener Weise den Damen den Rücken zuwandte. Dann machte er eine halbe Wendung rückwärts, fuhr aber fort, in den Garten hinauszublicken, indes er sagte: „Die Sonne ist fort. Unvermerkt hat der Himmel sich bezogen. Es fängt schon an, dunkel zu werden.“

„Wahrhaftig, ja, alles liegt in Schatten,“ antwortete Herrn Klöterjahns Gattin. „Unsere Ausflügler werden doch noch Schnee bekommen, wie es scheint. Gestern war es um diese Zeit noch voller Tag; nun dämmt es schon.“

„Ach,“ sagte er, „nach allen diesen überhellen Wochen tut das Dunkel den Augen wohl. Ich bin dieser Sonne, die Schönes und Gemeines mit gleich aufdringlicher Deutlichkeit bestrahlt, geradezu dankbar, daß sie sich endlich ein wenig verhüllt.“

„Lieben Sie die Sonne nicht, Herr Spinell?“

„Da ich kein Maler bin . . . Man wird innerlicher, ohne Sonne. — Es ist eine dicke, weißgraue Wolken-schicht. Vielleicht bedeutet es Laumetter für morgen. Ubrigens würde ich Ihnen nicht raten, dort

hinten noch auf die Handarbeit zu blicken, gnädige Frau.“

„Ach, seien Sie unbesorgt, das tue ich ohnehin nicht. Aber was soll man beginnen?“

Er hatte sich auf dem Drehstuhl vorm Piano niedergelassen, indem er einen Arm auf den Deckel des Instrumentes stützte.

„Musik . . .“ sagte er. „Wer jetzt ein bißchen Musik zu hören bekäme! Manchmal singen die englischen Kinder kleine nigger-songs, das ist alles.“

„Und gestern nachmittag hat Fräulein von Osterloh in aller Eile die Klostersglocken gespielt,“ bemerkte Herr Klöterjahns Gattin.

„Aber Sie spielen ja, gnädige Frau,“ sagte er bittend und stand auf . . . „Sie haben ehemals täglich mit Ihrem Herrn Vater musiziert.“

„Ja, Herr Spinell, das war damals! Zur Zeit des Springbrunnens, wissen Sie . . .“

„Tun Sie es heute!“ bat er. „Lassen Sie dies eine Mal ein paar Takte hören! Wenn Sie wüßten, wie ich dürste . . .“

„Unser Hausarzt sowie Doktor Leander haben es mir ausdrücklich verboten, Herr Spinell.“

„Sie sind nicht da, weder der eine noch der andere! Wir sind frei . . . Sie sind frei, gnädige Frau! Ein paar armselige Akkorde . . .“

„Nein, Herr Spinell, daraus wird nichts. Wer weiß, was für Wunderdinge Sie von mir erwarten! Und ich habe alles verlernt, glauben Sie mir. Auswendig kann ich beinahe nichts.“

„Oh, dann spielen Sie dieses Beinahe-nichts! Und zum Überfluß sind hier Noten, hier liegen sie,

oben auf dem Klavier. Nein, dies hier ist nichts. Aber hier ist Chopin . . .“

„Chopin?“

„Ja, die Nocturnes. Und nun fehlt nur, daß ich die Kerzen anzünde . . .“

„Glauben Sie nicht, daß ich spiele, Herr Spinell! Ich darf nicht. Wenn es mir nun schadet?!“ —

Er verstummte. Er stand, mit seinen großen Füßen, seinem langen schwarzen Rock und seinem grauhaarigen, verwischten, bartlosen Kopf, im Lichte der beiden Klavierkerzen und ließ die Hände hinunterhängen.

„Nun bitte ich nicht mehr,“ sagte er endlich leise. „Wenn Sie fürchten, sich zu schaden, gnädige Frau, so lassen Sie die Schönheit tot und stumm, die unter Ihren Fingern laut werden möchte. Sie waren nicht immer so sehr verständig; wenigstens nicht, als es im Gegenteile galt, sich der Schönheit zu begeben. Sie waren nicht besorgt um Ihren Körper und zeigten einen unbedenklicheren und festeren Willen, als Sie den Springbrunnen verließen und die kleine goldene Krone ablegten . . . Hören Sie,“ sagte er nach einer Pause, und seine Stimme senkte sich noch mehr, „wenn Sie jetzt hier niedersitzen und spielen wie einst, als noch Ihr Vater neben Ihnen stand und seine Geige jene Töne singen ließ, die Sie weinen machten, . . . dann kann es geschehen, daß man sie wieder heimlich in Ihrem Haar blinken sieht, die kleine goldene Krone . . .“

„Wirklich?“ fragte sie und lächelte . . . Zufällig versagte ihr die Stimme bei diesem Wort, so daß es zur Hälfte heiser und zur Hälfte tonlos heraus-

kam. Sie hüstelte und sagte dann: „Sind es wirklich die Nocturnes von Chopin, die Sie da haben?“

„Gewiß. Sie sind aufgeschlagen, und alles ist bereit.“

„Nun, so will ich denn in Gottes Namen eins davon spielen,“ sagte sie. „Aber nur eines, hören Sie? Dann werden Sie ohnehin für immer genug haben.“

Damit erhob sie sich, legte ihre Handarbeit beiseite und ging zum Klavier. Sie nahm auf dem Drehstuhl Platz, auf dem ein paar gebundene Notenbücher lagen, richtete die Leuchter und blätterte in den Noten. Herr Spinell hatte einen Stuhl an ihre Seite gerückt und saß neben ihr wie ein Musiklehrer.

Sie spielte das Nocturne in Es-Dur, Opus 9, Nummer 2. Wenn sie wirklich einiges verlernt hatte, so mußte ihr Vortrag ehemals vollkommen künstlerisch gewesen sein. Das Piano war nur mittelmäßig, aber schon nach den ersten Griffen mußte sie es mit sicherem Geschmack zu behandeln. Sie zeigte einen nervösen Sinn für differenzierte Klangfarbe und eine Freude an rhythmischer Beweglichkeit, die bis zum Phantastischen ging. Ihr Anschlag war sowohl fest als weich. Unter ihren Händen sang die Melodie ihre letzte Süßigkeit aus, und mit einer zögernden Grazie schmiegt sich die Verzierung um ihre Glieder.

Sie trug das Kleid vom Tage ihrer Ankunft: die dunkle, gewichtige Taille mit den plastischen Samtarabesken, die Haupt und Hände so unirdisch zart erscheinen ließ. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht beim Spiele, aber es schien, als ob die Umrisse ihrer Lippen noch klarer würden, die Schatten

in den Winkeln ihrer Augen sich vertieften. Als sie geendigt hatte, legte sie die Hände in den Schoß und fuhr fort, auf die Noten zu blicken. Herr Spinell blieb ohne Laut und Bewegung sitzen.

Sie spielte noch ein Nocturne, spielte ein zweites und drittes. Dann erhob sie sich; aber nur, um auf dem oberen Klavierdeckel nach neuen Noten zu suchen.

Herr Spinell hatte den Einfall, die Bände in schwarzen Pappdeckeln zu untersuchen, die auf dem Drehsessel lagen. Plötzlich stieß er einen unverständlichen Laut aus, und seine großen, weißen Hände fingerten leidenschaftlich an einem dieser vernachlässigten Bücher.

„Nicht möglich! . . . Es ist nicht wahr! . . .“ sagte er . . . „Und dennoch täusche ich mich nicht! . . . Wissen Sie, was es ist? . . . Was hier lag? . . . Was ich hier halte? . . .“

„Was ist es?“ fragte sie.

Da wies er ihr stumm das Titelblatt. Er war ganz bleich, ließ das Buch sinken und sah sie mit zitternden Lippen an.

„Wahrhaftig? Wie kommt das hierher? Also geben Sie,“ sagte sie einfach, stellte die Noten aufs Pult, setzte sich und begann nach einem Augenblick der Stille mit der ersten Seite.

Er saß neben ihr, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knien gefaltet, mit gesenktem Kopfe. Sie spielte den Anfang mit einer ausschweifenden und quälenden Langsamkeit, mit beunruhigend gedehnten Pausen zwischen den einzelnen Figuren. Das Sehnsuchtsmotiv, eine einsame und irrende Stimme in der Nacht, ließ leise seine bange Frage vernehmen. Eine Stille und ein Warten. Und siehe, es antwortet:

derselbe zage und einsame Klang, nur heller, nur zarter. Ein neues Schweigen. Da setzte mit jenem gedämpften und wundervollen Sforzato, das ist wie ein Sich=Aufraffen und seliges Aufbegehren der Leidenschaft, das Liebesmotiv ein, stieg aufwärts, rang sich entzückt empor bis zur süßen Verschlingung, sank, sich lösend, zurück, und mit ihrem tiefen Gesange von schwerer, schmerzlicher Wonne traten die Celli hervor und führten die Weise fort. . .

Nicht ohne Erfolg versuchte die Spielende auf dem armseligen Instrument die Wirkungen des Orchesters anzudeuten. Die Violinläufe der großen Steigerung erklangen mit leuchtender Präzision. Sie spielte mit präziöser Andacht, verharrete gläubig bei jedem Gebilde und hob demütig und demonstrativ das Einzelne hervor, wie der Priester das Allerheiligste über sein Haupt erhebt. Was geschah? Zwei Kräfte, zwei entrückte Wesen strebten in Leiden und Seligkeit nach einander und umarmten sich in dem verzückten und wahnsinnigen Begehren nach dem Ewigen und Absoluten. . . Das Vorspiel flammte auf und neigte sich. Sie endigte da, wo der Vorhang sich teilt, und fuhr dann fori, schweigend auf die Noten zu blicken.

Unterdessen hatte bei der Rätin Spaz die Längeweile jenen Grad erreicht, wo sie des Menschen Antlitz entstellt, ihm die Augen aus dem Kopfe treibt und ihm einen leichenhaften und furchteinflößenden Ausdruck verleiht. Außerdem wirkte diese Art von Musik auf ihre Magennerven, sie versetzte diesen dyspeptischen Organismus in Angstzustände und machte, daß die Rätin einen Krampfanfall befürchtete.

„Ich bin genötigt, auf mein Zimmer zu gehen,“ sagte sie schwach. „Leben Sie wohl, ich kehre zurück. . .“

Damit ging sie. Die Dämmerung war weit vorgeschritten. Draußen sah man dicht und lautlos den Schnee auf die Terrasse herniedergehen. Die beiden Kerzen gaben ein wankendes und begrenztes Licht.

„Den zweiten Aufzug,“ flüsterte er; und sie wandte die Seiten und begann mit dem zweiten Aufzug.

Hörnerschall verlor sich in der Ferne. Wie? oder war es das Säuseln des Laubes? Das sanfte Riesel des Quells? Schon hatte die Nacht ihr Schweigen durch Hain und Haus gegossen, und kein flehendes Mahnen vermochte dem Walten der Sehnsucht mehr Einhalt zu tun. Das heilige Geheimnis vollendete sich. Die Leuchte erlosch, mit einer seltsamen, plötzlich gedeckten Klangfarbe senkte das Todesmotiv sich herab, und in jagender Ungeduld ließ die Sehnsucht ihren weißen Schleier dem Geliebten entgegenflattern, der ihr mit ausgebreiteten Armen durchs Dunkel nahte.

O überschwenglicher und unersättlicher Jubel der Vereinigung im ewigen Jenseits der Dinge! Des quälenden Irrtums entledigt, den Fesseln des Raumes und der Zeit entronnen, verschmolzen das Du und das Ich, das Dein und Mein sich zu erhabener Wonne. Trennen konnte sie des Tages tückisches Blendwerk, doch seine prahlende Lüge vermochte die Nachtsichtigen nicht mehr zu täuschen, seit die Kraft des Zaubertrankes ihnen den Blick geweiht. Wer liebend des Todes Nacht und ihr süßes Geheimnis erschaute, dem blieb im Wahn des Lichtes ein einzig Sehnen, die Sehnsucht hin zur heiligen Nacht, der ewigen, wahren, der einsmachenden . . .

O sink hernieder, Nacht der Liebe, gib ihnen jenes

Vergessen, das sie ersehnen, umschließe sie ganz mit deiner Wonne und löse sie los von der Welt des Truges und der Trennung! Siehe, die letzte Leuchte verlosch! Denken und Dünken versank in heiliger Dämmerung, die sich welterlösend über des Wahnes Qualen breitet. Dann, wenn das Blendwerk erbleicht, wenn in Entzücken sich mein Auge bricht: Das, wovon die Lüge des Tages mich ausschloß, was sie zu unstillbarer Qual meiner Sehnsucht täuschend entgegenstellte — selbst dann, o Wunder der Erfüllung! selbst dann bin ich die Welt. — Und es erfolgte zu Brangänens dunklem Habet=Acht=Gesange jener Aufstieg der Violinen, welcher höher ist als alle Vernunft.

„Ich verstehe nicht alles, Herr Spinell; sehr vieles ahne ich nur. Was bedeutet doch dieses — Selbst — dann bin ich die Welt —?“

Er erklärte es ihr, leise und kurz.

„Ja, so ist es. — Wie kommt es nur, daß Sie, der Sie es so gut verstehen, es nicht auch spielen können?“

Seltamerweise vermochte er dieser harmlosen Frage nicht standzuhalten. Er errötete, rang die Hände und versank gleichsam mit seinem Stuhle.

„Das trifft selten zusammen,“ sagte er endlich gequält. „Nein, spielen kann ich nicht. — Aber fahren Sie fort.“

Und sie fuhren fort in den trunkenen Gesängen des Mysterienspieles. Starb je die Liebe? Tristans Liebe? Die Liebe deiner und meiner Isolde? Oh, des Todes Streiche erreichen die Ewige nicht! Was stürbe wohl ihm, als was uns stört, was die Einigen täuschend entzweit? Durch ein süßes Und verknüpfte

sie beide die Liebe . . . zerriß es der Tod, wie anders, als mit des einen eigenem Leben, wäre dem anderen der Tod gegeben? Und ein geheimnisvoller Zwiegesang vereinigte sie in der namenlosen Hoffnung des Liebestodes, des endlos ungetrennten Umfanges im Wunderreiche der Nacht. Süße Nacht! Ewige Liebesnacht! Alles umspannendes Land der Seligkeit! Wer dich ahnend erschaut, wie könnte er ohne Bangen je zum öden Tage zurückerwachen? Banne du das Bangen, holder Tod! Löse du nun die Sehrenden ganz von der Not des Erwachens! O fassungsloser Sturm der Rhythmen! O chromatisch empordrängendes Entzücken der metaphysischen Erkenntnis! Wie sie fassen, wie sie lassen, diese Wonne fern den Trennungsqualen des Lichts? Sanftes Sehnen ohne Trug und Bangen, hehres, leidloses Verlöschen, überseliges Dämmern im Unermeßlichen! Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht mehr Isolde — — —

Plötzlich geschah etwas Erschreckendes. Die Spielende brach ab und führte ihre Hand über die Augen, um ins Dunkle zu spähen, und Herr Spinell wandte sich rasch auf seinem Sige herum. Die Tür dort hinten, die zum Korridor führt, hatte sich geöffnet, und herein kam eine finstere Gestalt, gestützt auf den Arm einer zweiten. Es war ein Gast von „Einfried“, der gleichfalls nicht in der Lage gewesen war, an der Schlittenpartie teilzunehmen, sondern diese Abendstunde zu einem seiner instinktiven und traurigen Rundgänge durch die Anstalt benutzte, es war jene Kranke, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht hatte und keines Gedankens mehr fähig war, es war die Pastorin Höhlenrauch am Arme ihrer Pflegerin. Ohne aufzublicken, durchmaß sie mit tappenden, wan-

dernden Schritten den Hintergrund des Gemaches und entschwand durch die entgegengesetzte Thür — stumm und stier, irrwandelnd und unbewußt. — Es herrschte Stille.

„Das war die Pastorin Höhlenrauch,“ sagte er.

„Ja, das war die arme Höhlenrauch,“ sagte sie. Dann wandte sie die Blätter und spielte den Schluß des Ganzen, spielte Soldens Liebestod.

Wie farblos und klar ihre Lippen waren, und wie die Schatten in den Winkeln ihrer Augen sich vertieften! Oberhalb der Braue, in ihrer durchsichtigen Stirn, trat angestrengt und beunruhigend das blaßblaue Überchen deutlicher und deutlicher hervor. Unter ihren arbeitenden Händen vollzog sich die unerhörte Steigerung, zerteilt von jenem beinahe rucklosen, plötzlichen Pianissimo, das wie ein Entgleiten des Bodens unter den Füßen und wie ein Versinken in sublimen Begierde ist. Der Überschwang einer ungeheuren Lösung und Erfüllung brach herein, wiederholte sich, ein betäubendes Brausen maßloser Befriedigung, unersättlich wieder und wieder, formte sich zurückflutend um, schien verhauchen zu wollen, wob noch einmal das Sehnsuchtsmotiv in seine Harmonie, atmete aus, erstarb, verklang, entschwebte. Tiefe Stille.

Sie horchten beide, legten die Köpfe auf die Seite und horchten.

„Das sind Schellen,“ sagte sie.

„Es sind die Schlitten,“ sagte er. „Ich gehe.“

Er stand auf und ging durch das Zimmer. An der Thür dort hinten machte er halt, wandte sich um und trat einen Augenblick unruhig von einem Fuß auf den anderen. Und dann begab es sich, daß er, fünfzehn oder zwanzig Schritte von ihr entfernt, auf seine

Knie sank, lautlos auf beide Knie. Sein langer schwarzer Gehrock breitete sich auf dem Boden aus. Er hielt die Hände über seinem Munde gefaltet, und seine Schultern zuckten.

Sie saß, die Hände im Schoße, vornübergelehnt, vom Klavier abgewandt, und blickte auf ihn. Ein ungewisses und bedrängtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und ihre Augen spähten sinnend und so mühsam ins Halbdunkel, daß sie eine kleine Neigung zum Verschließen zeigten.

Aus weiter Ferne her näherten sich Schellenklappern, Peitschenknall und das Ineinanderklingen menschlicher Stimmen.



Die Schlittenpartie, von der lange noch alle sprachen, hatte am 26. Februar stattgefunden. Am 27., einem Tauwettertage, an dem alles sich erweichte, tropfte, plantschte, floß, ging es der Gattin Herrn Klöterjahns vortrefflich. Am 28. gab sie ein wenig Blut von sich . . . oh, unbedeutend; aber es war Blut. Zu gleicher Zeit wurde sie von einer Schwäche befallen, so groß wie noch niemals, und legte sich nieder.

Doktor Leander untersuchte sie, und sein Gesicht war steinkalt dabei. Dann verordnete er, was die Wissenschaft vorschreibt: Eisstückchen, Morphium, unbedingte Ruhe. Übrigens legte er am folgenden Tage wegen Überbürdung die Behandlung nieder und übertrug sie Doktor Müller, der sie pflicht- und kontraktgemäß in aller Sanftmut übernahm; ein stiller, blasser, unbedeutender und wehmütiger Mann, dessen bescheidene und ruhmlose Tätigkeit den beinahe Gesunden und den Hoffnungslosen gewidmet war.

Die Ansicht, der er vor allem Ausdruck gab, war die, daß die Trennung zwischen dem Klöterjahn'schen Ehepaare nun schon recht lange währe. Es sei dringend wünschenswert, daß Herr Klöterjahn, wenn anders sein blühendes Geschäft es irgend gestatte, wieder einmal zu Besuch nach „Einsfried“ käme. Man könne ihm schreiben, ihm vielleicht ein kleines Telegramm zukommen lassen... Und sicherlich werde es die junge Mutter beglücken und stärken, wenn er den kleinen Anton mitbrächte, abgesehen davon, daß es für die Ärzte geradezu interessant sein werde, die Bekanntschaft dieses gesunden kleinen Anton zu machen.

Und siehe, Herr Klöterjahn erschien. Er hatte Doktor Müllers Telegramm erhalten und kam vom Strande der Ostsee. Er stieg aus dem Wagen, ließ sich Kaffee und Buttersemmeln geben und sah sehr verdukt aus.

„Herr,“ sagte er, „was ist? Warum ruft man mich zu ihr?“

„Weil es wünschenswert ist,“ antwortete Doktor Müller, „daß Sie jetzt in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin weilen.“

„Wünschenswert . . . Wünschenswert . . . Aber auch notwendig? Ich sehe auf mein Geld, mein Herr, die Zeiten sind schlecht, und die Eisenbahnen sind teuer. War diese Tagesreise nicht zu umgehen? Ich wollte nichts sagen, wenn es beispielsweise die Lunge wäre; aber da es Gott sei Dank die Luftröhre ist . . .“

„Herr Klöterjahn,“ sagte Doktor Müller sanft, „erstens ist die Luftröhre ein wichtiges Organ . . .“ Er sagte unkorrekterweise „erstens“, obgleich er gar kein „zweitens“ darauf folgen ließ.

Gleichzeitig aber mit Herrn Klöterjahn war eine üppige, ganz in Rot, Schottisch und Gold gehüllte Person in „Einfried“ eingetroffen, und sie war es, die auf ihrem Arme Anton Klöterjahn den Jüngeren, den kleinen gesunden Anton trug. Ja, er war da, und niemand konnte leugnen, daß er in der Tat von einer exzessiven Gesundheit war. Kosig und weiß, sauber und frisch gekleidet, dick und duftig lastete er auf dem nackten, roten Arm seiner betretenen Dienerin, verschlang gewaltige Mengen von Milch und gehacktem Fleisch, schrie und überließ sich in jeder Beziehung seinen Instinkten.

Vom Fenster seines Zimmers aus hatte der Schriftsteller Spinell die Ankunft des jungen Klöterjahn beobachtet. Mit einem seltsamen, verschleierten und dennoch scharfen Blick hatte er ihn ins Auge gefaßt, während er vom Wagen ins Haus getragen wurde, und war dann noch längere Zeit mit demselben Gesichtsausdruck an seinem Plaze verharret.

Von da an mied er das Zusammentreffen mit Anton Klöterjahn dem Jüngeren soweit als tunlich.



Herr Spinell saß in seinem Zimmer und „arbeitete“.

Es war ein Zimmer wie alle in „Einfried“: altmodisch, einfach und distinguiert. Die massige Kommode war mit metallenen Löwenköpfen beschlagen, der hohe Wandspiegel war keine glatte Fläche, sondern aus vielen kleinen, quadratischen, in Blei gefaßten Scherben zusammengesetzt, kein Teppich bedeckte den bläulich lackierten Estrich, in dem die steifen Beine der Meubles als klare Schatten sich fort-

setzten. Ein geräumiger Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters, vor das der Romancier einen gelben Vorhang gezogen hatte, wahrscheinlich, um sich innerlicher zu machen.

In gelblicher Dämmerung saß er über die Platte des Sekretärs gebeugt und schrieb — schrieb an einem jener zahlreichen Briefe, die er allwöchentlich zur Post befördern ließ, und auf die er belustigenderweise meistens gar keine Antwort erhielt. Ein großer, starker Bogen lag vor ihm, in dessen linkem oberen Winkel unter einer verzwickelt gezeichneten Landschaft der Name Detlev Spinell in völlig neuartigen Lettern zu lesen war, und den er mit einer kleinen, sorgfältig gemalten und überaus reinlichen Handschrift bedeckte.

„Mein Herr!“ stand dort. „Ich richte die folgenden Zeilen an Sie, weil ich nicht anders kann, weil das, was ich Ihnen zu sagen habe, mich erfüllt, mich quält und zittern macht, weil mir die Worte mit einer solchen Hefigkeit zuströmen, daß ich an ihnen ersticken würde, dürfte ich mich ihrer nicht in diesem Briefe entlasten . . .“

Der Wahrheit die Ehre zu geben, so war das mit dem „Zuströmen“ ganz einfach nicht der Fall, und Gott wußte, aus was für eiteln Gründen Herr Spinell es behauptete. Die Worte schienen ihm durchaus nicht zuströmen, für einen, dessen bürgerlicher Beruf das Schreiben ist, kam er jämmerlich langsam von der Stelle, und wer ihn sah, mußte zu der Anschauung gelangen, daß ein Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt als allen anderen Leuten.

Mit zwei Fingerspitzen hielt er eins der sonder-

baren Flaumhärchen an seiner Wange erfaßt und drehte viertelstundenlang daran, indem er ins Leere starrte und nicht um eine Zeile vorwärts rückte, schrieb dann ein paar zierliche Wörter und stockte aufs neue. Andererseits muß man zugeben, daß das, was schließlich zustande kam, den Eindruck der Glätte und Lebhaftigkeit erweckte, wenn es auch inhaltlich einen wunderlichen, fragwürdigen und oft sogar unverständlichen Charakter trug.

„Es ist“, so setzte der Brief sich fort, „das unabweisliche Bedürfnis, das, was ich sehe, was seit Wochen als eine unauslöschliche Vision vor meinen Augen steht, auch Sie sehen zu machen, es Sie mit meinen Augen, in derjenigen sprachlichen Beleuchtung schauen zu lassen, in der es vor meinem inneren Blicke steht. Ich bin gewohnt, diesem Orange zu weichen, der mich zwingt, in unvergeßlich und flammend richtig an ihrem Plage stehenden Worten meine Erlebnisse zu denen der Welt zu machen. Und darum hören Sie mich an!

Ich will nichts, als sagen, was war und ist, ich erzähle lediglich eine Geschichte, eine ganz kurze, unsäglich empörende Geschichte, erzähle sie ohne Kommentar, ohne Anklage und Urteil, nur mit meinen Worten. Es ist die Geschichte Gabriele Eckhofs, mein Herr, der Frau, die Sie die Ihrige nennen . . . und merken Sie wohl! Sie waren es, der sie erlebte; und dennoch bin ich es, dessen Wort sie Ihnen erst in Wahrheit zur Bedeutung eines Erlebnisses erheben wird.

Erinnern Sie sich des Gartens, mein Herr, des alten, verwucherten Gartens hinter dem grauen Patrizierhause? Das grüne Moos sproß in den Fugen

der verwitterten Mauern, die seine verträumte Wildnis umschlossen. Erinnern Sie sich auch des Springbrunnens in seiner Mitte? Lilafarbene Lilien neigten sich über sein morsches Rund, und sein weißer Strahl plauderte geheimnisvoll auf das zerklüftete Gestein hinab. Der Sommertag neigte sich.

Sieben Jungfrauen saßen im Kreis um den Brunnen; in das Haar der Siebenten aber, der Ersten, der Einen, schien die sinkende Sonne heimlich ein Abzeichen der Oberhoheit zu weben. Ihre Augen waren wie ängstliche Träume, und dennoch lächelten ihre klaren Lippen . . .

Sie sangen. Sie hielten ihre schmalen Gesichter zur Höhe des Springstrahles emporgewandt, dorthin, wo er in müder und edler Rundung sich zum Falle neigte, und ihre leisen, hellen Stimmen umschwebten seinen schlanken Tanz. Vielleicht hielten sie ihre zarten Hände um ihre Knie gefaltet, indes sie sangen . . .

Entsinnen Sie sich des Bildes, mein Herr? Sahen Sie es? Sie sahen es nicht. Ihre Augen waren nicht geschaffen dafür, und Ihre Ohren nicht, die keusche Süßigkeit seiner Melodie zu vernehmen. Sahen Sie es? — Sie durften nicht wagen, zu atmen, Sie mußten Ihrem Herzen zu schlagen verwehren. Sie mußten gehen, zurück ins Leben, in Ihr Leben, und für den Rest Ihres Erdendaseins das Geschaute als ein unantastbares und unverletzliches Heiligtum in Ihrer Seele bewahren. Was aber taten Sie?

Dies Bild war ein Ende, mein Herr; mußten Sie kommen und es zerstören, um ihm eine Fortsetzung der Gemeinheit und des häßlichen Leidens zu geben? Es war eine rührende und friedevolle

Apotheose, getaucht in die abendliche Verklärung des Verfalles, der Auflösung und des Verlöschens. Ein altes Geschlecht, zu müde bereits und zu edel zur Tat und zum Leben, steht am Ende seiner Tage, und seine letzten Äußerungen sind Laute der Kunst, ein paar Geigentöne, voll von der wissenden Wehmut der Sterbensreise . . . Sahen Sie die Augen, denen diese Töne Tränen entlockten? Vielleicht, daß die Seelen der sechs Gespielinnen dem Leben gehörten; diejenige aber ihrer schwesterlichen Herrin gehörte der Schönheit und dem Tode.

Sie sahen sie, diese Todesschönheit: sahen sie an, um ihrer zu begehren. Nichts von Ehrfurcht, nichts von Scheu berührte Ihr Herz vor ihrer rührenden Heiligkeit. Es genügte Ihnen nicht, zu schauen; Sie mußten besitzen, ausnützen, entweihen . . . Wie fein Sie Ihre Wahl trafen! Sie sind ein Gourmand, mein Herr, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack.

Ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich keineswegs den Wunsch hege, Sie zu kränken. Was ich sage, ist kein Schimpf, sondern die Formel, die einfache psychologische Formel für Ihre einfache, literarisch gänzlich uninteressante Persönlichkeit, und ich spreche sie aus, nur weil es mich treibt, Ihnen Ihr eigenes Tun und Wesen ein wenig zu erhellen, weil es auf Erden mein unausweichlicher Beruf ist, die Dinge bei Namen zu nennen, sie reden zu machen, und das Unbewußte zu durchleuchten. Die Welt ist voll von dem, was ich den ‚unbewußten Typus‘ nenne; und ich ertrage sie nicht, alle diese unbewußten Typen! Ich ertrage es nicht, all dies dumpfe, unwissende und erkenntnislose Leben und Handeln, diese Welt von

aufreizender Naivität um mich her! Es treibt mich mit qualvoller Unwiderstehlichkeit, alles Sein in der Kunde — soweit meine Kräfte reichen — zu erläutern, auszusprechen und zum Bewußtsein zu bringen — unbekümmert darum, ob dies eine fördernde oder hemmende Wirkung nach sich zieht, ob es Trost und Linderung bringt oder Schmerz zufügt.

Sie sind, mein Herr, wie ich sagte, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack. Eigentlich von plumper Konstitution und auf einer äußerst niedrigen Entwicklungsstufe befindlich, sind Sie durch Reichtum und sitzende Lebensweise zu einer plötzlichen, unhistorischen und barbarischen Korruption des Nervensystems gelangt, die eine gewisse lüsterne Verfeinerung des Genußbedürfnisses nach sich zieht. Wohl möglich, daß die Muskeln Ihres Schlundes in eine schmackende Bewegung gerieten, wie angesichts einer köstlichen Suppe oder seltenen Platte, als Sie beschlossen, Gabriele Eckhof zu eigen zu nehmen . . .

In der That, Sie lenken ihren verträumten Willen in die Irre, Sie führen sie aus dem verwucherten Garten in das Leben und in die Häßlichkeit, Sie geben ihr Ihren ordinären Namen und machen sie zum Eheweibe, zur Hausfrau, machen sie zur Mutter. Sie erniedrigen die müde, scheue und in erhabener Unbrauchbarkeit blühende Schönheit des Todes in den Dienst des gemeinen Alltags und jenes blöden, ungefügigen und verächtlichen Gözen, den man die Natur nennt, und nicht eine Ahnung von der tiefen Niedertracht dieses Beginnens regt sich in Ihrem bäuerischen Gewissen.

Nochmals: Was geschieht? Sie, mit den Augen, die wie ängstliche Träume sind, schenkt Ihnen ein

Kind; sie gibt diesem Wesen, das eine Fortsetzung der niedrigen Existenz seines Erzeugers ist, alles mit, was sie an Blut und Lebensmöglichkeit besitzt, und stirbt. Sie stirbt, mein Herr! Und wenn sie nicht in Gemeinheit dahinfährt, wenn sie dennoch zuletzt sich aus den Tiefen ihrer Erniedrigung erhob und stolz und selig unter dem tödlichen Kusse der Schönheit vergeht, so ist das meine Sorge gewesen. Die Ihrige war es wohl unterdessen, sich auf verschwiegenen Korridoren mit Stubenmädchen die Zeit zu verkürzen.

Ihr Kind aber, Gabriele Eckhofs Sohn, gedeiht, lebt und triumphiert. Vielleicht wird er das Leben seines Vaters fortführen, ein Handel treibender, Steuern zahlender und gut speisender Bürger werden; vielleicht ein Soldat oder Beamter, eine unwissende und tüchtige Stütze des Staates; in jedem Falle ein amüsantes, normal funktionierendes Geschöpf, skrupellos und zuversichtlich, stark und dumm.

Nehmen Sie das Geständnis, mein Herr, daß ich Sie hasse, Sie und Ihr Kind, wie ich das Leben selbst hasse, das gemeine, das lächerliche und dennoch triumphierende Leben, das Sie darstellen, den ewigen Gegensatz und Todfeind der Schönheit. Ich darf nicht sagen, daß ich Sie verachte. Ich kann es nicht. Ich bin ehrlich. Sie sind der Stärkere. Ich habe Ihnen im Kampfe nur Eines entgegenzustellen, das erhabene Gewaffnen und Rache Werkzeug der Schwachen: Geist und Wort. Heute habe ich mich seiner bedient. Denn dieser Brief — auch darin bin ich ehrlich, mein Herr — ist nichts als ein Racheakt, und ist nur ein einziges Wort darin scharf, glänzend und schön genug, Sie betroffen zu machen, Sie eine

fremde Macht spüren zu lassen, Ihren robusten Gleichmut einen Augenblick ins Wanken zu bringen, so will ich frohlocken.

Detlev Spinell.“

Und dieses Schriftstück kuvertierte und frankierte Herr Spinell, versah es mit einer zierlichen Adresse und überlieferte es der Post.



Herr Klöterjahn pochte an Herrn Spinells Stubentür; er hielt einen großen, reinlich beschriebenen Bogen in der Hand und sah aus wie ein Mann, der entschlossen ist, energisch vorzugehen. Die Post hatte ihre Pflicht getan, der Brief war seinen Weg gegangen; er hatte die wunderliche Reise von „Einfried“ nach „Einfried“ gemacht und war richtig in die Hände des Adressaten gelangt. Es war vier Uhr am Nachmittage.

Als Herr Klöterjahn eintrat, saß Herr Spinell auf dem Sofa und las in seinem eigenen Roman mit der verwirrenden Umschlagzeichnung. Er stand auf und sah den Besucher überrascht und fragend an, obgleich er deutlich errötete.

„Guten Tag,“ sagte Herr Klöterjahn. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie in Ihren Beschäftigungen störe. Aber darf ich fragen, ob Sie dies geschrieben haben?“ Damit hielt er den großen, reinlich beschriebenen Bogen mit der linken Hand empor und schlug mit dem Rücken der Rechten darauf, so daß es heftig knisterte. Hierauf schob er die Rechte in die Tasche seines weiten, bequemen Beinkleides, legte den Kopf auf die Seite und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund zum Horchen.

Sonderbarerweise lächelte Herr Spinell; er lächelte

zuvorkommend, ein wenig verwirrt und halb entschuldigend, führte die Hand zum Kopfe, als besänne er sich und sagte: „Ah, richtig . . . ja . . . ich erlaubte mir . . .“

Die Sache war die, daß er sich heute gegeben hatte, wie er war, und bis gegen Mittag geschlafen hatte. Infolge hiervon litt er an schlechtem Gewissen und blödem Kopfe, fühlte er sich nervös und wenig widerstandsfähig. Hinzu kam, daß die Frühlingsluft, die eingetreten war, ihn matt und zur Verzweiflung geneigt machte. Dies alles muß erwähnt werden als Erklärung dafür, daß er sich während dieser Szene so äußerst albern benahm.

„So! Aha! Schön!“ sagte Herr Klöterjahn, indem er das Kinn auf die Brust drückte, die Brauen emporzog, die Arme reckte und eine Menge ähnlicher Anstalten traf, nach Erledigung dieser Formfrage ohne Erbarmen zur Sache zu kommen. Aus Freude an seiner Person ging er ein wenig zu weit in diesen Anstalten; was schließlich erfolgte, entsprach nicht völlig der drohenden Umständlichkeit dieser mimischen Vorbereitungen. Aber Herr Spinell war ziemlich bleich.

„Sehr schön!“ wiederholte Herr Klöterjahn. „Dann lassen Sie sich die Antwort mündlich geben, mein Lieber, und zwar in Anbetracht des Umstandes, daß ich es für blödsinnig halte, jemandem, den man stündlich sprechen kann, seitenlange Briefe zu schreiben . . .“

„Nun . . . blödsinnig . . .“ sagte Herr Spinell lächelnd, entschuldigend und beinahe demütig . . .

„Blödsinnig!“ wiederholte Herr Klöterjahn und schüttelte heftig den Kopf, um zu zeigen, wie unangreifbar sicher er seiner Sache sei. „Und ich würde dies Geschreibsel nicht eines Wortes würdigen, es



merkung von den ‚verschwiegenen Korridoren‘, die mich wahrscheinlich so recht durchbohren sollte und mir doch bloß Spaß gemacht hat, Spaß hat sie mir gemacht! Aber wissen Sie nun Bescheid? Habe ich Ihnen Ihr . . . Ihr ‚Tun und Wesen‘ nun ‚ein wenig erhellt‘, Sie Jammermensch? Obgleich es nicht mein ‚unausbleiblicher Beruf‘ ist, hö, hö! . . .“

„Ich habe ‚unausweichlicher Beruf‘ geschrieben,“ sagte Herr Spinell; aber er gab es gleich wieder auf. Er stand da, hilflos und abgekanzelt, wie ein großer, kläglicher, grauhaariger Schuljunge.

„Unausweichlich . . . unausbleiblich . . . Ein niederträchtiger Feigling sind Sie, sage ich Ihnen. Täglich sehen Sie mich bei Tische. Sie grüßen mich und lächeln, Sie reichen mir Schüsseln und lächeln, Sie wünschen mir gesegnete Mahlzeit und lächeln. Und eines Tages schicken Sie mir solch einen Wisch voll blödsinniger Injurien auf den Hals. Hö, ja, schriftlich haben Sie Mut! Und wenn es bloß dieser lachhafte Brief wäre. Aber Sie haben gegen mich intrigiert, hinter meinem Rücken gegen mich intrigiert, ich begreife es jetzt sehr wohl . . . obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß es Ihnen etwas genügt hat! Wenn Sie sich etwa der Hoffnung hingeben, meiner Frau Grillen in den Kopf gesetzt zu haben, so befinden Sie sich auf dem Holzwege, mein wertgeschätzter Herr, dazu ist sie ein zu vernünftiger Mensch! Oder wenn Sie am Ende gar glauben, daß sie mich irgendwie anders als sonst empfangen hat, mich und das Kind, als wir kamen, so setzen Sie Ihrer Abgeschmacktheit die Krone auf! Wenn sie dem Kleinen keinen Ruß gegeben hat, so geschah es aus Vorsicht, weil neuerdings die Hypothese auf-

getaucht ist, daß es nicht die Luströhre, sondern die Lunge ist und man in diesem Falle nicht wissen kann . . . obgleich es übrigens noch sehr zu beweisen ist, das mit der Lunge, und Sie mit Ihrem ‚sie stirbt, mein Herr!‘ Sie sind ein Esel!“

Hier suchte Herr Klöterjahn seine Atmung ein wenig zu regeln. Er war nun sehr in Zorn geraten, stach beständig mit dem rechten Zeigefinger in die Luft und richtete das Manuskript in seiner Linken aufs übelste zu. Sein Gesicht, zwischen dem blonden englischen Backenbart, war furchtbar rot, und seine umwölkte Stirn war von geschwollenen Adern zerissen wie von Zornesblitzen.

„Sie hassen mich,“ fuhr er fort, „und Sie würden mich verachten, wenn ich nicht der Stärkere wäre . . . Ja, das bin ich, zum Teufel, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck, während Sie das Ihre wohl meistens in den Hosentaschen haben, und ich würde Sie in die Pfanne hauen mit samt Ihrem ‚Geist und Wort‘, Sie hinterlistiger Idiot, wenn das nicht verboten wäre. Aber damit ist nicht gesagt, mein Lieber, daß ich mir Ihre Invektiven so ohne weiteres gefallen lasse, und wenn ich das mit dem ‚ordinären Namen‘ zu Haus meinem Anwalt zeige, so wollen wir sehen, ob Sie nicht Ihr blaues Wunder erleben. Mein Name ist gut, mein Herr, und zwar durch mein Verdienst. Ob Ihnen jemand auf den Ihren auch nur einen Silbergroschen borgt, diese Frage mögen Sie mit sich selbst erörtern, Sie hergelaufener Bummler! Gegen Sie muß man gefeßlich vorgehen! Sie sind gemeingefährlich! Sie machen die Leute verrückt! . . . Obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß es Ihnen diesmal gelungen ist, Sie heimtückischer

Patron! Von Individuen, wie Sie eins sind, lasse ich mich denn doch nicht aus dem Felde schlagen. Ich habe das Herz auf dem rechten Fleck . . .“

Herr Klöterjahn war nun wirklich äußerst erregt. Er schrie und sagte wiederholt, daß er das Herz auf dem rechten Flecke habe.

„Sie sangen'. Punkt. Sie sangen gar nicht! Sie strickten. Außerdem sprachen sie, soviel ich verstanden habe, von einem Rezept für Kartoffelpuffer, und wenn ich das mit dem ‚Verfall' und der ‚Auflösung' meinem Schwiegervater sage, so belangt er Sie gleichfalls von Rechts wegen, da können Sie sicher sein! . . . ‚Sahen Sie das Bild, sahen Sie es?' Natürlich sah ich es, aber ich begreife nicht, warum ich deshalb den Atem anhalten und davonlaufen sollte. Ich schiele den Weibern nicht am Gesicht vorbei, ich sehe sie mir an, und wenn sie mir gefallen, und wenn sie mich wollen, so nehme ich sie mir. Ich habe das Herz auf dem rechten Fl . . .“

Es pochte. — Es pochte gleich neun- oder zehnmal ganz rasch hintereinander an die Stubentür, ein kleiner, heftiger, ängstlicher Wirbel, der Herrn Klöterjahn verstummen machte, und eine Stimme, die gar keinen Halt hatte, sondern vor Bedrängnis fortwährend aus den Fugen ging, sagte in größter Hast: „Herr Klöterjahn, Herr Klöterjahn, ach, ist Herr Klöterjahn da?“

„Draußen bleiben,“ sagte Herr Klöterjahn unwirsch . . . „Was ist. Ich habe hier zu reden.“

„Herr Klöterjahn,“ sagte die schwankende und sich brechende Stimme, „Sie müssen kommen . . . auch die Ärzte sind da . . . oh, es ist so entsetzlich traurig . . .“

Da war er mit einem Schritt an der Tür und riß

sie auf. Die Rätin Spaz stand draußen. Sie hielt ihr Schnupftuch vor den Mund, und große, längliche Tränen rollten paarweise in dieses Tuch hinein.

„Herr Klöterjahn,“ brachte sie hervor . . . „es ist so entsetzlich traurig . . . Sie hat so viel Blut aufgebracht, so fürchterlich viel . . . Sie saß ganz ruhig im Bett und summt ein Stückchen Musik vor sich hin, und da kam es, lieber Gott, so übermäßig viel...“

„Ist sie tot?“ schrie Herr Klöterjahn . . . Dabei packte er die Rätin am Oberarm und zog sie auf der Schwelle hin und her. „Nein, nicht ganz, wie? Noch nicht ganz, sie kann mich noch sehen . . . Hat sie wieder ein bißchen Blut aufgebracht? Aus der Lunge, wie? Ich gebe zu, daß es vielleicht aus der Lunge kommt . . . Gabriele!“ sagte er plötzlich, indem die Augen ihm übergingen, und man sah, wie ein warmes, gutes, menschliches und redliches Gefühl aus ihm hervorbrach. „Ja, ich komme!“ sagte er, und mit langen Schritten schleppte er die Rätin aus dem Zimmer hinaus und über den Korridor davon. Von einem entlegenen Teile des Wandelganges her vernahm man noch immer sein rasch sich entfernendes „Nicht ganz, wie? . . . Aus der Lunge, was? . . .“



Herr Spinell stand auf dem Fleck, wo er während Herrn Klöterjahns so jäh unterbrochener Visite gestanden hatte und blickte auf die offene Tür. Endlich tat er ein paar Schritte vorwärts und horchte ins Weite. Aber alles war still, und so schloß er die Tür und kehrte ins Zimmer zurück.

Eine Weile betrachtete er sich im Spiegel, hierauf ging er zum Schreibtisch, holte ein kleines Fla-

kon und ein Gläschen aus einem Fache hervor und nahm einen Kognak zu sich, was kein Mensch ihm verdenken konnte. Dann streckte er sich auf dem Sofa aus und schloß die Augen.

Die obere Klappe des Fensters stand offen. Draußen im Garten von „Einfried“ zwitscherten die Vögel, und in diesen kleinen, zarten und kecken Lauten lag fein und durchdringend der ganze Frühling ausgedrückt. Einmal sagte Herr Spinell leise vor sich hin: „Unausbleiblicher Beruf...“ Dann bewegte er den Kopf hin und her und zog die Luft durch die Zähne ein, wie bei einem heftigen Nervenschmerz.

Es war unmöglich, zur Ruhe und Sammlung zu gelangen. Man ist nicht geschaffen für so plumpe Erlebnisse wie dieses da! — Durch einen seelischen Vorgang, dessen Analyse zu weit führen würde, gelangte Herr Spinell zu dem Entschlusse, sich zu erheben und sich einige Bewegung zu machen, sich etwas im Freien zu ergehen. So nahm er den Hut und verließ das Zimmer.

Als er aus dem Hause trat und die milde, würzige Luft ihn umfing, wandte er das Haupt und ließ seine Augen langsam an dem Gebäude empor bis zu einem der Fenster gleiten, einem verhängten Fenster, an dem sein Blick eine Weile ernst, fest und dunkel haftete. Dann legte er die Hände auf den Rücken und schritt über die Kieswege dahin. Er schritt in tiefem Sinnen.

Noch waren die Beete mit Matten bedeckt, und Bäume und Sträucher waren noch nackt; aber der Schnee war fort, und die Wege zeigten nur hier und da noch feuchte Spuren. Der weite Garten mit seinen Grotten, Laubgängen und kleinen Pavillons lag in

prächtig farbiger Nachmittagsbeleuchtung, mit kräftigem Schatten und sattem, goldigem Licht, und das dunkle Geäst der Bäume stand scharf und zart gegliedert gegen den hellen Himmel.

Es war um die Stunde, da die Sonne Gestalt annimmt, da die formlose Lichtmasse zur sichtbar sinkenden Scheibe wird, deren sattere, mildere Glut das Auge duldet. Herr Spinell sah die Sonne nicht; sein Weg führte ihn so, daß sie ihm verdeckt und verborgen war. Er ging gesenkten Hauptes und summte ein Stückchen Musik vor sich hin, ein kurzes Gebild, eine bang und klagend aufwärtssteigende Figur, das Sehnsuchtsmotiv . . . Plötzlich aber, mit einem Ruck, einem kurzen, krampfhaften Aufatmen, blieb er gefesselt stehen, und unter heftig zusammengezogenen Brauen starrten seine erweiterten Augen mit dem Ausdruck entsetzter Abwehr geradeaus . . .

Der Weg wandte sich; er führte der sinkenden Sonne entgegen. Durchzogen von zwei schmalen, erleuchteten Wolkenstreifen mit vergoldeten Rändern, stand sie groß und schräg am Himmel, setzte die Wipfel der Bäume in Glut und goß ihren gelbrötlichen Glanz über den Garten hin. Und inmitten dieser goldigen Verklärung, die gewaltige Gloriole der Sonnenscheibe zu Häupten, stand hochaufgerichtet im Wege eine üppige, ganz in Rot, Gold und Schottisch gekleidete Person, die ihre Rechte in die schwelende Hüfte stemmte und mit der Linken ein grazil geformtes Wägelchen leicht vor sich hin und her bewegte. In diesem Wägelchen aber saß das Kind, saß Anton Klöterjahn der Jüngere, saß Gabriele Eckhofs dicker Sohn!

Er saß, bekleidet mit einer weißen Flausjacke

und einem großen weißen Hut, pausbäckig, prächtig und wohlgeraten in den Rissen, und sein Blick begegnete lustig und unbeirrbar demjenigen Herrn Spinells. Der Romancier war im Begriffe, sich aufzuraffen, er war ein Mann, er hätte die Kraft besessen, an dieser unerwarteten, in Glanz getauchten Erscheinung vorüberzuschreiten und seinen Spaziergang fortzusetzen. Da aber geschah das Gräßliche, daß Anton Klöterjahn zu lachen und zu jubeln begann, er kreischte vor unerklärlicher Lust, es konnte einem unheimlich zu Sinne werden.

Gott weiß, was ihn ansocht, ob die schwarze Gestalt ihm gegenüber ihn in diese wilde Heiterkeit versetzte, oder was für ein Anfall von animalischem Wohlbefinden ihn packte. Er hielt in der einen Hand einen knöchernen Beißring und in der anderen eine blecherne Klapperbüchse. Diese beiden Gegenstände reckte er jauchzend in den Sonnenschein empor, schüttelte sie und schlug sie zusammen, als wollte er jemand spottend verscheuchen. Seine Augen waren beinahe geschlossen vor Vergnügen, und sein Mund war so klaffend aufgerissen, daß man seinen ganzen rosigen Gaumen sah. Er warf sogar seinen Kopf hin und her, indes er jauchzte.

Da machte Herr Spinell kehrt und ging von dannen. Er ging, gefolgt von dem Jubilieren des kleinen Klöterjahn, mit einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung über den Ries, mit den gewaltsam zögernden Schritten jemandes, der verbergen will, daß er innerlich davonläuft.



Schiller hat das gefährliche, verführerische, fragwürdig kühne Urtheil gesprochen, der Romanschreiber sei der Halbbruder des Dichters. Gierig haben gerade die schwächsten, harmlosesten Verseschreiber und Bühnendichter dies Wort aufgenommen und entweder den Romanschreiber ganz aus dem dichterischen Bezirk verbannen oder ihn wenigstens in einer sehr anspruchsvoll und selbstherrlich hingestellten Wertskala auf der untersten Ebene des Dichterischen einreihen wollen, indem sie jenes Wort Schillers umwandelten und ummünzten aus der Feststellung einer Art verschiedenheit zum Werturtheil. Wenn Dichter nur derjenige genannt werden darf, der unter Verachtung, Übergehung, Zurückstellung des ordnenden Geistes rein intuitiv, aus der Anschauung unmittelbar heraus seine Erlebnisse vor uns hinstellt, dann ist freilich der Romanschreiber so wenig ein Dichter wie etwa der planmäßig gestaltende Ideendramatiker Schiller oder Ibsen Dichter waren. Dann würde die Zahl der Dichter beschränkt auf den kleinen Kreis der naiven Lyriker, Liedschreiber und Bühnenspieldichter. Aber der Dichter gehört zu einem großen Bereich gestaltender Menschen, den geistig schöpferischen Naturen. Innerhalb dessen ist der Ideendichter Schiller eben doch gewaltiger, für den deutschen Geist bedeutsamer, in seiner Spurweite europäischer als etwa sein Zeitgenosse Hölty oder als die naiven Eichendorff und Brentano. Zulezt entscheidet für die Größe eines Dichters nicht die Frage, ob er naiv, aus unmittelbarer Anschauung heraus seine Erlebnisse schildert, sondern die geistige

Spannweite dieses Erlebnisses und die Kraft, diese besondere Ausdehnung der geistigen Spannweite unsichtbar zu machen. Deshalb ist für den europäischen Geist ein Dostojewski ungleich wertvoller als etwa Storm, um so vieles naiver und ursprünglicher dieser schuf als sein russischer Zeitgenosse und obwohl Dostojewski nur ein „Romanschreiber“ war.

Das Mißtrauen gegen den Romanschreiber schwindet durch solche Feststellungen kaum. Das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert des Stofflichen, Mechanischen, Naturalistischen, hat sich mit besonderer Liebe auf jene Schreiber gestürzt, die in bequemer Weise so etwas wie Leben widerzuspiegeln schienen, indem sie den Alltag der Gesellschaft abzeichneten. Es sind die großen Fälscher der Wirklichkeit, die Schreiber von Unterhaltungsromanen, die gute Arbeit leisten als Ersatz für Schundliteratur und in Beschränkung auf ihre Aufgabe des Unterhaltens; die aber gefährlich sind, wenn sie die Dichter ersetzen wollen. Diese Unterhaltungsschriftsteller haben die Urteilsmöglichkeit so verschoben, daß man vergaß, wie bedeutsam und völlig losgelöst von ihnen jene seltene Gattung aus dichterischen Wurzeln wachsender Gestalter ist, die durch die Form ihrer Gestaltung, vermöge der sprachlichen Prägung die Geltung als Dichter beanspruchen dürfen, die aber sich im Gegensatz zum *naiven* Dichter betont vom Stoff distanzieren und den Rausch des Dionysischen nicht kennen. In dem großen Widerstreite zwischen Bürgertum und Künstlertum lehnen sie es ab, die ihnen gar nicht passende Form eines bohemehaften Lebens zu schleppen. Es sind jene Schreibenden, die durch die Gewalt ihrer Einsicht in alles Leben und durch die Strenge, mit der sie diese Einsicht in ihrer Sprache gestalten, wie durch die Kraft ihres ordnenden Geistes an der Spitze der Schreibenden, *neben* dem großen *naiven* Dichter stehen; es sind jene Schreibenden,

die vom höchsten Kunstverstand aus ihr Gebilde formen, ihre Erlebnisse verknüpfen: es sind die großen Schriftsteller.

„Alles, was das Genie tut,“ meint Goethe einmal, „geschieht unbewußt.“ Der Irrtum der naiven Dichter liegt aber in der falschen Meinung, jeder, der unbewußt schaffe, sei ein Genie. Diese Dichter berufen sich zu Unrecht auf die Feststellung Goethes: „Das Bewußtsein des Dichters ist eine schöne Sache; aber die wahre Produktionskraft liegt doch am Ende im Unbewußten.“ Das Talent des großen Schriftstellers schließt die dichterische Persönlichkeit nicht aus. Sie verschiebt nur den Wesenskern des Typus aus dem Unbewußten in das Bewußt-Geistige. Der Schriftsteller kann dichterische Eigenschaften besitzen, ohne in den Typus des nur naiven Dichters gezwängt zu werden. Die Franzosen haben ihr besonderes Wort für den Schriftsteller: *écrivain*, der Schreibende, und meinen damit weder den Versenmacher, den *poète*, noch den Literaten. Große Schriftsteller waren den Franzosen Voltaire, Balzac, Flaubert und Zola, den Russen Tolstoi und Dostojewski. Am sichtbarsten verkörpert in Frankreich heute den Typus: Romain Rolland. Wir Deutschen kannten den Typus des großen Schriftstellers von europäischer Geltung kaum. Grimmelshausen ist noch zu dichterisch, *naïf*, ursprünglich fast mythisch, auch Lessing greift immer wieder in rein dichterische Kreise hinein, obwohl er noch am ehesten den Typus des Schriftstellers vorweg nimmt. Lichtenberg, der geniale Satiriker, geht nun leicht in den philosophischen Bezirk über. Erst um die Jahrhundertwende haben wir aus unserer Literatur diese Gestalt des Prosaisten herauswachsen sehen, die dichterisch verwurzelt ist, aber in die undichterische, freie Luft des Pädagogischen, im großen Sinne „Bewußt-Geistigen“ und Europäischen hineinragt: Thomas Mann.

Thomas Mann hat den deutschen Roman zu europäischer Geltung erhoben, er hat, was man unbeschadet der größeren dichterischen Bedeutung von Grimmselshausen, Wilhelm Meister und dem Grünen Heinrich nicht sagen kann, dem deutschen Roman zu dem spezifisch deutschen Gehalt das Gemeinjam-Europäische hinzugefügt. Er hat dieses geschenkt, ohne jenes zu nehmen, ist insofern also auch national trotz seiner Blutmischung, während Heinrich Mann das Deutsche ersetzt durch das Europäische und so zum großen Literaten, dem Wurzellosen, wurde. Mann hat den Roman aus dem Pädagogisch-Entwicklungsgeschichtlichen zum Darstellerisch-Epischen erhoben. Sein Deutschtum liegt nicht nur in der bald brennenden, strafenden, bald schmerzlich-süßen, selten galligen oder sentimentalen Liebe zu den Menschen seiner Dichtungen, es liegt auch in dem seelischen Material des Dichters. Und dieses innige Verhältnis zwischen Dichter und Gestaltetem wird vor Ungerechtigkeit und Banalität bewahrt durch das verhaltene, gemäßigte Temperament eines Menschen von europäischer, um nicht zu sagen: abendländischer Kultur, die er in allen ihren wesentlichen Erscheinungen in sich aufgenommen hat. Der Dichter bedarf allein der seelischen, der Schriftsteller auch der intellektuellen Bildung. Diese ist wertvoller Bestandteil der Persönlichkeit Manns.



Gestalt und Werk Manns in ihrer persönlichen, individuellen Erscheinung sind wertvolle, schöne Zeugnisse dieser besonderen literarischen Kultur des Dichters-Schriftstellers: Thomas Mann wurde 1875 geboren als Sohn eines lübbischen Senators und einer Frau, die portugiesisches, auch kreolisches, also dunkleres, südliches, erotisches Blut in sich fließen hat. Nach dem Tode seines Vaters zieht die Mutter nach München.

Dorthin folgt ihr der Sohn. Eine Zeitlang ist er Volontär bei einer Versicherungsbank. Aber bald vertauscht er das Bureau mit dem Hörsaal. In Rom, also fern der Heimat, entsteht sein Heimatsroman im großen epischen Stile: „Buddenbrooks“. 1898 kommt sein erstes Buch „Der kleine Herr Friedemann“ heraus. Von Anfang an steht Mann in vorderster Linie unseres Schrifttums repräsentativ und scharf umrissen. Thomas Mann nimmt die Bildung einer Zeit in sich auf, die Nietzsche zum großen Kritiker und Geleiter, Wagner zum repräsentativen Musiker, die Metaphysik durch diesen und seinen philosophischen Ernährer Schopenhauer zur stärksten Stütze der religiösen Sehnsüchte und Bedürfnisse hat. Gleichzeitig waren in West und Ost die großen Epiker seine Ahnen oder Zeitgenossen und begannen gerade zu wirken: Flaubert, Balzac, Dostojewski.

Hier haben wir die bedeutsamsten Einflüsse und Eindrücke, die Mann in sich umformen und umbilden konnte. Diese Umformung einer Wirklichkeit zu einer neuen Wirklichkeit war bei ihm wesentlich Umformung der Ich-Erlebnisse. Aber nicht, wie philiströse Beurteiler seines ersten Romans „Buddenbrooks“ meinten, waren diese Umformungen sensationelle Enthüllungen persönlichster Erfahrungen, vielmehr wurden sie — freilich immer höchst subjektive — Bekenntnisse, Beseelungen einer erlebten Wirklichkeit. Sie sind Anlaß, nicht Ziel. Unter den Älteren ist Mann der stärkste Bekenner, und der Wert dieser Bekenntnisse wird freilich erst fixiert durch das geistige Format der dahinterstehenden Persönlichkeit. Alle die Dichter, die durch seine Werke ziehen, Tonio Kröger, Detlev Spinell, Martini, Aschenbach, sind in die Kunst übersezte Erscheinungen ihres Schöpfers, und es ist für den hohen Kunsternst und die Würde Thomas Manns bezeichnend, wie schwer und ernst alle diese Dichter die Wirklichkeit nehmen: schwer und ernst.

Denn Thomas Mann liebt diese Wirklichkeit. In ergaktester Beobachtung dieser eigenen Wirklichkeit holt er das Symbolische heraus, und es ist ihm eine besondere Freude, dabei die Wirklichkeit, das Leben, den Alltag abzuwägen gegen jene Luft des Künstlertums, die mit einiger Eitelkeit oder Schwäche des Lebens oder Blasiertheit besondere, höhere Wertansprüche stellt. Mann entscheidet sich für die Wirklichkeit, für das Leben, für das Gesunde, das Blonde, das Frische, das Unliterarische, wenn er auch die tragische Last des Künstlers ahnt, das Beste der Wirklichkeit entbehren zu müssen. Wie betont stellt er gegen die Schwäche des Dichters die sorglose Unbeschwertheit und appetitliche Frische junger Lebenskünstler und Bejaher hin! Die melancholische Süße, worin der abseits vom Bürger stehende Dichter lebt und mit der er aus der Wirklichkeit immer stärker in die Unwirklichkeit hinabgleitet, die Einsamkeit des Schaffenden hat in Thomas Manns Dichtungen wunderbare Gestaltung erfahren. Die Süße wird verstärkt bis zur Stimmung des Todes, in die fein Dichter Gustav Aschenbach sanft versinkt. Mann selbst flüchtete sich in die Bürgerlichkeit, lebt als Bürger in betontem Familienglück und schreibt die Idyllen dieses bürgerlichen Daseins. Thomas Mann müßte nicht der feinste und klügste Darsteller der Wirklichkeit unter den Dichtern von heute sein, um nicht zu wissen, daß dies Gesunde, diese helle „blonde“ Wirklichkeit erst Farbe und Physiognomie erhält durch den Kontrast des Krankhaften, Schwächlichen, ja des Dekadenten! Das Leben ist doch erst wertvoll durch den Tod. Das sind die nüchternsten, billigsten Gesetze der Lebensharmonie, und man staunt stets von neuem, welche formbildende Kraft in dem Dichter steckt, die schließlich immer wieder die letzte notwendige Versöhnung dieser Gegensätze zustande bringt. Seine Klugheit wurzelt ja nicht im Intellekt, sondern in dessen

Widerpart, im Geist. Und diese Geisthaftigkeit macht ihn zum schroffsten Feind des Literaten. In den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ hat er in der Exaktheit seiner kritischen, helllichtigen, scharfsäugigen Begabung diese Scheidung des Schriftstellers vom Literaten, des Geistgestalters vom Intellektschreiber und Intellektbesessenen vorgenommen.

Des Dichters Sympathie mit der Wirklichkeit hat ihn auf den Streitplatz politischer Auseinandersetzungen geführt, und man hat gerade diese Eigenart seiner Schöpferkraft nicht erkannt, wenn man ihm Wankelmüt, Einseitigkeit oder neuerdings gar Abfall von früheren Gedanken und Anschauungen vorwarf. Der Schriftsteller kann, will und darf im Gegensatz zum Nur-Dichter sich nicht allein in dichterischen Gebilden mit der Welt auseinandersetzen. Der Geist, die Einsicht, der Welt-Wille drängt zur Darstellung undichterischer Wirklichkeiten. Und dieser Drang wird verstärkt durch Manns auch im Dichterischen allein treibende Bekennersehnsucht. So sind die vielen — jetzt in dem Bande „Rede und Antwort“ erschienenen Aufsätze, Bemerkungen und Notizen über Menschen und Dinge entstanden, so sind vor allem auch seine „Unpolitischen Betrachtungen“ und neuerdings seine Rede „Von deutscher Republik“ zu begreifen. Mann parteipolitisch festzulegen, wäre absurd, philiströs, kunstfeindlich. Thomas Manns Bekenntnis zur Republik, seine Gläubigkeit zum neuen Staat als Charakterschwäche, unvertretbaren Gefühlswandel anzuprangern, wer hat dazu ein Recht? Mann ist Schriftsteller von weitester Distanz, ohne Gebundenheit an eine Partei. Seine „Unpolitischen Betrachtungen“ waren zuletzt doch nur eine Warnung vor der Negation der Literaten-Demokratie, eine Warnung vor analysierenden, zersetzenden Tendenzen westeuropäischer Zivilisation, ein Ruf zur Arbeit an der Form, an der Wirklichkeit des deutschen Staates. Form-Blick, Form-

Sehnsucht, Form-Festigkeit treibt jetzt Mann zur Konsequenz: zur Bejahung dieser neuen Form des Staates. Nicht anders ist Thomas Manns Rede zu verstehen denn als Glaube an die metaphysische, große, schöne Macht der Wirklichkeit, an die Macht der Wirklichkeit in Gegenwart und Zukunft. Sollen wir uns nicht freuen ob dieser Gesinnung der Führer? Sie weisen den Weg zur Arbeit an Volk und Volksgemeinschaft. Sie ist kein Hängen der Fahne nach dem Winde, sondern nur die würdige Erfüllung eines schönen Wortes, in dem Goethe, der deutsche Mensch, seinen Glauben an die Wirklichkeit geformt hat: „Das Lebendige will ich preisen.“ Eine veränderte Wirklichkeit wird stets gerade bei den Größten den Standpunkt verändern. Jede Lebensäußerung ist echt und gesetzlich, wenn sie aus Klarheit der Überzeugung geboren ist.

Dabei bleibt es außer Betracht, daß die auch vielleicht in Einzelheiten anfechtbaren Feststellungen Manns wiederum ein stilistisches Meisterwerk von einer Klarheit, rhythmischen Lebendigkeit und geistigen Durchsichtigkeit sind, wie wir Deutschen sie in unserer politischen Literatur selten geschenkt erhielten. Man muß da schon an Bismarcks große Rede im Februar 1888, an Lassalles denkwürdige Verteidigungsreden vor seinen Richtern denken. In dieser Wirklichkeit erstrebt Mann die große *V e r s ö h n u n g* von *G e i s t* und *S e e l e*, künstlerisch ausgedrückt von Kunstverstand und Intuition.

Aus und an der *W i r k l i c h k e i t* ward Mann zum *D i c h t e r*. Gerade in dieser Schätzung der Wirklichkeit spürt man den Ahnherrn Nietzsche, der so gern und zu Unrecht als letzter Abschluß einer *r o m a n t i s c h e n* Epoche deutschen Geistes gekennzeichnet wird. Nietzsches Schrei nach dem Leben, Nietzsches Hymnus auf die Gesundheit, Nietzsches Bekenntnis zur Wirklichkeit hat in Manns Lebenswerk die letzte Formung dichterischer Wirklichkeit gefunden. Mann, dieser freudigste

Bejaher deutschen Geistes unter den lebenden großen Schriftstellern, ist eben deshalb auch der große gute Europäer. Es mutet wie eine Ironie an, daß gerade der Kreis um jenen Dichter, der heute am schroffsten die Formen des psychologischen Romans und des Theaters ablehnt, am stärksten neben dem Romantiker Mann von Nießches Geist gespeist wurde: der Kreis um Stephan George. Das einzige, letzte, endgültige Merkmal des großen Dichters und Schriftstellers, die Strenge der Form, bindet die Gegensätze George — Mann zu einer Einheit. Von Nießche, dem Psychologen, der Dostojewski als höchstes Erlebnis bezeichnete, geht der Weg über die Russen und über Stendhal zu Mann! Wie bei Flaubert und Stendhal, wie bei George hat höchster Kunsternst, diszipliniertester Kunstverstand, beherrschteste Zucht, gewissenhafteste Formstrenge und fast erstarrtes Stilgefühl die Form vollendet. Vor Erstarrung rettet sich Mann durch seine Ironie, jene von den Engländern (Dickens und Thackeray) herkommende, breite Distanzierung zu allem Pathetischen, Heroischen. Er ist unfeierlich wie sein literarischer Verwandter Fontane, ohne des Verhältnisses zu Festlichem, Großem, Würdigem zu entbehren. Wer unpathetisch ist, legt auch das Heroische als G e s t e ab. In diesem Sinne hat Mann den Roman mit den besonderen Helden im Mittelpunkt weitergeführt zu jener Etappe, da nicht mehr ein einzelner Mensch, sondern der Rhythmus einer Welt in und durch die Menschen erhellt wird. Thomas Mann schuf den großen deutschen heldenlosen Roman. Er besaß die Kunst, durch die Wahl der Worte, die Besonderheit der Adjektiva, den Klang der Sätze, die Gliederung der Perioden das zu unterstreichen und zu verdeutlichen, was er eigentlich schon im logischen Sinn der Worte ausgedrückt hatte. Der musikalische Einfluß wird spürbar. Musikalische Formen werden in seinem Stil zu

stilistischen Merkmalen: Bestimmte Sätze, bestimmte Worte, bestimmte Charakteristiken kehren an bestimmten Stellen wieder — das *Leitmotiv* wird ihm zum sprachlichen Stilmittel. „Aber ein Satz, der zweimal gehört werden soll, muß danach sein,“ meint Mann einmal. So ist er unter allen heutigen Schriftstellern neben *George* und *Unruh* derjenige, der am meisten mit der Form ringt, der aber nur langsam aus sich jedes seiner Gebilde herauspressen muß: „Jeden Vormittag einen Schritt, jeden Vormittag eine Stelle.“ — So scheidet sich der große Schriftsteller vom großen, naiven Dichter. Um Dichter in jenem Goetheschen Sinne zu sein, dazu entbehrt er vielleicht zu sehr der Fülle innerer Gesichte, dazu ist zu sehr das Dichten ihm Anstrengung, Arbeit und Mühe. Freilich, gerade wenn ein etwas kühler, frostiger, manchmal gefährlich kaltschnäuzig-beobachtender Naturalismus ihn bedroht, kann eine spielerische Phantasie bei ihm einsetzen, und der gelehrte Schriftsteller gibt dann an den phantasierenden Dichter die Feder weiter. Da setzt er neben die *Buddenbrooks* eine in leise, sanfte Unwirklichkeit getauchte Spukgestalt im „Kleiderschrank“ (erschieden in „Novellen, Erster Band“) und in die Anschauung, „aus exaktester Wirklichkeitszüchtung geboren“ setzt er die ironischen Kontraste eines feinen, modernen Märchens der „Königlichen Hoheit“. Er nimmt in einer feinen, zarten Novelle, die die Rauheit des Wirklichen mit sanfter Ironie überschattet, Stimmungen seines Romans „Der Zauberberg“ vorweg: „Tristan“, eine Geschichte, worin Manns musikalische Art der Themenführung und Stilbildung glänzend illustriert ist.

Gerade „Königliche Hoheit“ zeigt, wie Mann nicht die Linie der epischen Dichter *Goethe*, *Keller* fortsetzt, als vielmehr die Psychologen und die Gestalter der Wirklichkeit, die Schriftsteller *Dickens*, *Thackeray*, die *Russen*, *Jacobsen*, *Fontane*. Seine Ahnen im Ro-

mane sind international. Er wird aber kraft der Bildungserlebnisse, die aus seinen Büchern sprechen, auch im Ausland ganz als nationaler Deutscher empfunden. Die Herkunft ist international, der Weg durch nationale und internationale Kräfte bestimmt, das Endergebnis bleibt der große deutsche Schriftsteller, der Repräsentant einer jetzt abgeschlossenen Epoche. Denn auch das ist Mann-isch im eigentlichen Sinne: Vergangenes zusammenzufassen, Überliefertes auf eine feine Formel zu einigen, nicht aber das Ahnen einer neuen Zeit auszudeuten und irgendwie symbolisch zu fassen. Es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, daß der Dichter, der den deutschen Roman technisch so unendlich bereicherte, dichterisch weiterführte, sofort auch physiognomisch das Zeitalter abschließt. Die Krise des Individualismus, die er nach einem eigenen Worte in seiner „Königlichen Hoheit“ symbolisch herausstellte, ist ja Gleichnis für die Krise dieser Zeit. Rückblickend, beobachtend steht Mann an der Wende dieser Zeit und zeichnet Weg und Entscheidung sorgsam auf. Er schließt eine Epoche ab. Seine Gestalten sind die Menschen dieser Übergangs- und Krisenepoche, in der wir leben. Sein Aschenbach, sein Tonio Kröger kennzeichnen den fast tragischen Zwiespalt des „Geistigen“ von heute: heimatlos im Bürgertum, ohne Aussicht und Möglichkeit, ein in neuem Boden wachsender, neuer, eigener Typus zu sein. Aber die Welt, in der diese Gestalten leben, ist historisch, ist abgeschlossene Epoche.



Bedeutet diese merkwürdige Erscheinung, heute einen großen Schriftsteller als Darsteller und Repräsentanten unserer Zeit gefeiert zu sehen — er steht ja auch auf der Liste der Nobelpreiskandidaten — nicht zugleich das Geständnis, daß es uns an Dichtern in jenem

engeren, naiven Sinne der Goethe, Brentano, Mörike fehlt? Und wird durch dieses Geständnis gar der Abstieg deutscher Dichtung anerkannt und die philiströse Klage: „wir haben keine großen Dichter mehr!“ bestätigt? Jede Zeit kann nur den Dichter haben, der ihr Gesicht trägt. Unsere Epoche der Krise, der Umschichtung aller Werte, muß vielleicht deshalb des naiven Dichters entbehren. Die Größe des Schriftstellers mag dadurch nicht berührt werden. Der Schriftsteller kann und wird, wie wir sahen, der dichterischen Kraft nicht entbehren. Sein Gesicht trägt andere Züge; er ist nicht dem Dichter fremd; er ist sein echter Halbbruder, und hätte Goethe schon diesen Typus des Schriftstellers gekannt, er hätte von ihm dasselbe gesagt, was er in seinen Maximen und Reflexionen von dem Verhältnis des Geschichtschreibers zum Dichter sagte: „Die Frage: wer höher steht, der Historiker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht miteinander, so wenig als der Wettkämpfer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.“

Rudolf K. Goldschmit.

Bei S. Fischer, Verlag, Berlin, erschienen:

## Thomas Mann Gesammelte Werke

„Buddenbrooks“, Verfall einer Familie  
Roman in 2 Bänden

„Novellen“, 2 Bände

„Königliche Hoheit“, Roman

„Der Zauberberg“, Roman in 2 Bänden

„Betrachtungen eines Unpolitischen“

„Rede und Antwort“

Gesammelte Abhandlungen u. kleine Aufsätze

„Bemühungen“

Neue Folge der Gesammelten Abhandlungen  
und kleinen Aufsätze

Jedes Werk ist einzeln käuflich und bildet zugleich  
einen Teil der Gesamtausgabe

\*

Außerdem sind in Einzelausgaben erhältlich:

„Fiorenza“, 3 Akte

„Der kleine Herr Friedemann“  
Novellen

„Der Tod in Venedig“, Novelle

„Tonio Kröger“, Novelle  
Illustriert von Erich M. Simon

„Das Wunderkind“, Novellen

„Herr und Hund“, Idylle  
Illustriert von Georg W. Rößner

# Moderne Erzähler

in Reclams Universal-Bibliothek

.....

**Flemming Algren-Ussing:** Auf und nieder.  
Humoresken und Erzählungen. Nr. 6495

**Martin Andersen Nexø:** Schwarze Erde.  
Novellen. Nr. 6716

**Otto Anthes:** Unter den sieben Türmen.  
Lubische Geschichten. Nr. 6634

**Hermann Bahr:** Die schöne Frau. Novellen.  
Nr. 6451

**Alice Berend:** Kleine Umwege. Novellen.  
Nr. 6511

**Gisela v. Berger:** Die Schlange. Drei Novellen.  
Nr. 6531

**Julius Berstl:** Lichtenbergs Idyll. Novelle.  
Nr. 6731

**Johannes Boldt:** Pilgerfahrt. Eine florenti-  
nische Novelle aus der Renaissance. Nr. 4546/47

**Fritz Bondy:** Der Sprung von der Bühne.  
Erzählung. Nr. 6769/70

**Felix Braun:** Die vergessene Mutter. Drei  
Erzählungen. Nr. 6532

**Emil Ertl:** Der Handschuh. Novellen. Nr. 6310  
— Sternschnuppen. Novelle. Nr. 6404

**Ludwig Finckh:** Hinterm Gartenbusch. Ge-  
schichten und Skizzen. Nr. 6141

**Svend Fleuron:** Die Marodeure des Sees  
und andere Tiergeschichten. Nr. 6554

**Hans Franck:** Machtnix. Märchenerzählung.  
Nr. 6211

**Fr. v. Gagern:** Der Marterpfahl. Novelle.  
Nr. 6533

**Franz Karl Ginzley:** Brigitte und Regine  
und andere Dichtungen. Nr. 6453

**Friedrich Griefe:** Wittvogel. Eine Erzählung.  
Nr. 6751

**Max Halbe:** Frau Mesect. Eine Dorfgeschichte.  
Nr. 6561

**Per Hallström:** Das ewig Männliche. No-  
velLEN. Nr. 6450

— Das Wrad. Novellen. Nr. 6480

**E. v. Handel-Mazzetti:** Der Richter von  
Stehr. Nr. 6454

**Thomas Hardy:** Seiner Frau zuliebe. Er-  
zählungen. Nr. 6520

**Anna Hartenstein:** Der Geschwisterhof.  
Erzählung. Nr. 6350

**Gerhart Hauptmann:** Bahnwärter Thiel.  
Novellistische Studie. Nr. 6617

**J. C. Heer:** Der Held der heiligen Wasser.  
Nr. 6501

**Ernst Heilborn:** Tor und Lörin. Novelle.  
Nr. 6756/57

**Sophie Hoehstetter:** Lord Byrons Jugend-  
traum. Novelle. Nr. 6571

**Robert Hohlbaum:** Von ewiger Kunst.  
Vier Novellen. Nr. 6455

**Ricarda Huch:** Der neue Heilige. Novellen.  
Nr. 6481

**Rudolf Huch:** Der tolle Halberstädter.  
Novelle. Nr. 6521

— Der Herr Neveu und seine Mondgöttin.  
Eine turiose Affäre aus der Perlickenzeit. Nr. 6622/23

**Alfred Huggenberger:** Der Glückfinder.  
Erzählungen. Nr. 6281

**Hans v. Hülßen:** Der Finkensteinsche Orden.  
Novelle. Nr. 6660

**Adolf Koelsch:** Gaufler des Lebens. Erleb-  
nisse und Gesichte. Nr. 6545

**Alma Johanna Koenig:** Schibes. Erzählung.  
Nr. 6551

**Rudolf Jeremias Kreuz:** Menschen im  
Schutt. Novellen. Nr. 6381

**Dietrich Loder:** Das verrückte Auto. Sumo-  
resten und Grotesken. Nr. 6589

**Emil Lucka:** Thule. Eine Sommerfahrt. Nr. 6534

**Thomas Mann:** Tristan. Novelle. Nr. 6431

**Franz Hermann Meißner:** Das Geheimnis  
der Nürnberger Madonna. Eine seltsame  
Geschichte. Nr. 6390

**Max Mell:** Morgenwege. Ausgewählte Erzäh-  
lungen und Legenden. Nr. 6456

**Einar Mikkelsen:** Der Gletscherteufel. Ge-  
schichten aus der Polarregion. Nr. 6655

**W. v. Molo:** Totes Sein. Roman. Nr. 5419

**Hans Müller:** Der Brand von Trukizan.  
Erzählung. Nr. 6535

**Adam Müller-Guttenbrunn:** Das idyllische  
Jahr. Nr. 6721

**U. De Nora:** Das Ende der Marquise und andere Novellen. Nr. 6334

— Das lockende Blut u. andere Novellen. Nr. 5900

**Udolf Obée:** Die Punschgesellschaft. Merkwürdige Geschichten. Nr. 6727

— Der Globus und Tante Kelly. Summertesten. Nr. 6370

**Josef Friedrich Perkonig:** Siebenruh. Novelle. Nr. 6536

**Josef Ponten:** Die Vockreiter. Novelle. Nr. 6690/91

— Die Insel. Novelle. Nr. 6261

**Albrecht Schaeffer:** Die tanzenden Füße. Erzählung. Nr. 6631/32

**Wilhelm Schäfer:** Rheinische Novellen. Nr. 6200

**Jakob Schaffner:** Die Mutter. Novelle. Nr. 6500

**Wilh. Schmidtbonn:** Hinter den sieben Bergen. Erzählung. Nr. 6133

**Oscar A. H. Schmitz:** Heimliche Geschichten. Nr. 6560

**Arthur Schnitzler:** Die dreifache Warnung. Novellen. Nr. 6458

**Wilhelm v. Scholz:** Der Kopf im Fenster. Erzählungen und Gedichte. Nr. 6341

**Karl Schönherr:** Die erste Beicht und andere Novellen. Nr. 6459

**Leonhard Schridel:** Rosen gefällig? Novellen. Nr. 6441

**Gustav Schröder:** Kinderland. Erzählungen und Skizzen aus dem Kinderleben. Nr. 6585

**Max Sidow:** Spiel mit dem Feuer. No-  
velle zwischen Tod und Leben. Nr. 6700

**Oskar Sonnlechner:** Grüne Tage — grüne  
Nächte. 2 Bände. Nr. 6651/52, 6696/97

**Hermann Stehr:** Der Schindelmacher. No-  
velle. Nr. 6541

**Dora v. Stockert-Meynert:** Euphorion. No-  
velle. Nr. 6647

**Otto Stoeffl:** Johannes Freudensprung.  
Novellen Nr. 6420

— Opfer. Zwei Novellen. Nr. 6371

**Karl Hans Strobl:** Der betrogene Tod.  
Novelle. Nr. 6460

**Adolph Böglin:** Frauenschicksale. Novellen.  
Nr. 6345

**Maria Waser:** Das Gespenst im Anti-  
stitutium. Novellen. Nr. 6421

**Hans Wazlik:** Ungebeugtes Volk. Erzählungen.  
Nr. 6538

**Wilhelm Weigand:** Wendelins Heimkehr.  
Erzählung. Nr. 6729/30

**Lisa Wenger:** Wie der Wald still ward.  
Eine Tiergeschichte. Nr. 6563/64

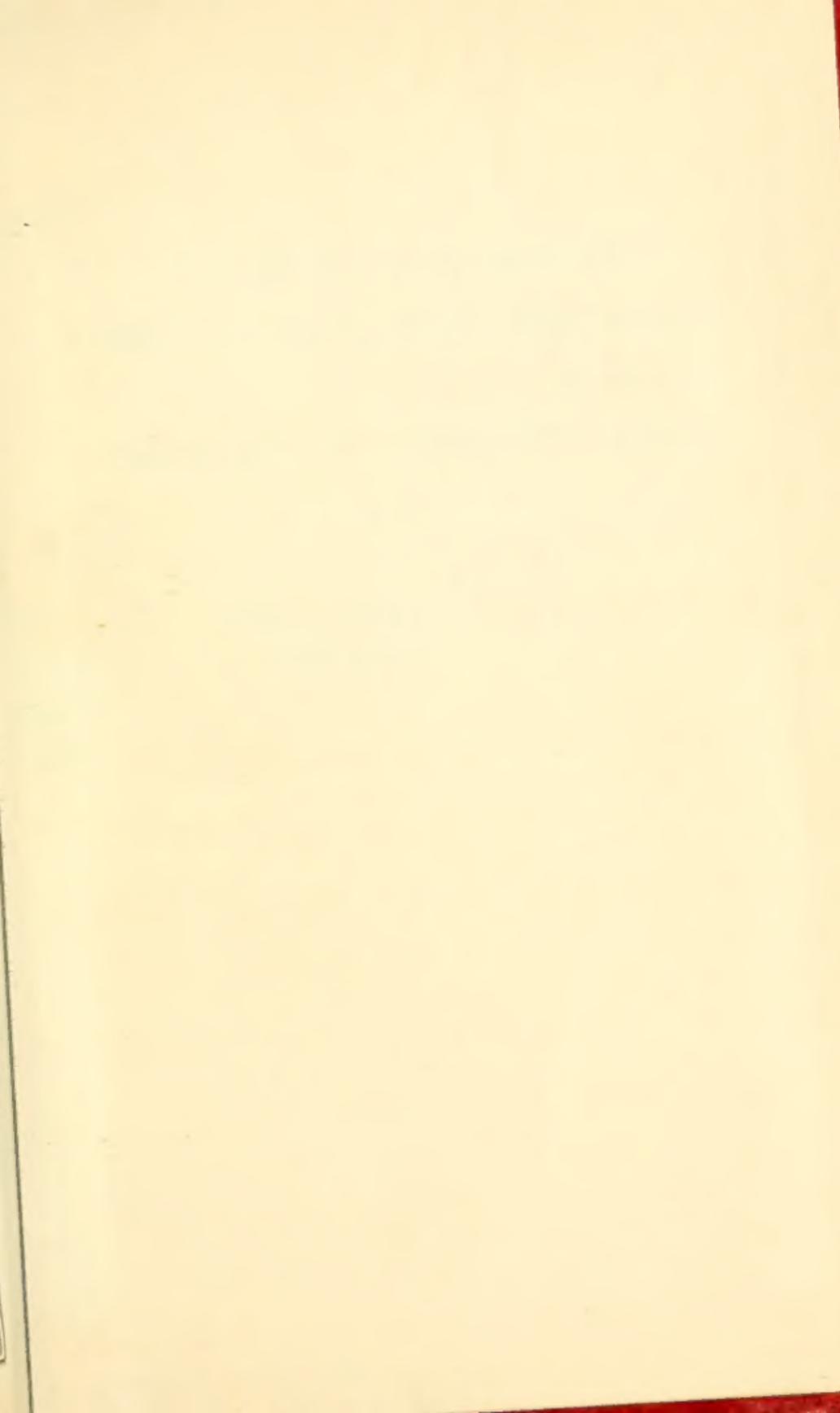
**Pauline Wörner:** Judenkirschen. Eine Ge-  
schichte aus dem Kaiserstuhl. Nr. 6401

**Arnold Zweig:** Berufene Schatten. Novellen.  
Nr. 6711

**Stefan Zweig:** Angst. Novelle. Nr. 6540

.....

Näheres über Preise und Einbände ist aus dem neuesten  
Verzeichnis der U.-B. ersichtlich, das in jeder Buchhand-  
lung oder gegen Portoeinsendung vom Verlag zu haben ist





PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

PT  
2625  
A44T7  
1922

Mann, Thomas  
Tristan

